This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Dr. Gottlieb Jacob Planck.

Ein biographiſcher Verſuch.

Nebſt einem erneuerten, hie und da verbeſſerten Abdruck einer biographiſchen Mittheilung

über

Dr. Heinrich Ludwig Planck.

Von

Dr. Friedrich Lücke,

Conſiſtorialrath und ordentlichem Profeſſor der Theologie zu Göttingen.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibet in Segen!

Mit einem Bruſtbilde Dr. Gottl. Jac. Plancks.

Göttingen

bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1835.

DIVINITY SCHOOL LIBRARY. HARVARD UNIVERSITY

Theological School
IN CAMBRIDGE.

The Gift of
COL. BENJAMIN LORING.

Dr. Gottlieb Jacob Planck.

Ein biographiſcher Verſuch.

Nebſt einem erneuerten, hie und da verbeſſerten Abdruck einer biographiſchen Mittheilung

über

Dr. Heinrich Ludwig Planck.

Von

Dr. Friedrich Lücke,

Conſiſtorialrath und ordentlichem Profeſſor der Theologie zu Göttingen.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibet in Segen!

Mit einem Bruſtbilde Dr. Gottl. Jac. Plancks.

Göttingen

bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1835.

DIVINITY SCHOOL LIBRARY.

Meinen verehrten Collegen und Freunden,

Herrn Consistorialrath und Abt Dr. Pott,

und

Herrn Professor Dr. Gieseler,

zum Andenken

an den

unvergeßlichen Primarius unsrer Facultät.

Meinen verehrten Collegen und Freunden,

Herrn Consistorialrath und Abt Dr. Pott,

und

Herrn Professor Dr. Gieseler,

zum Andenken

an den

unvergeßlichen Primarius unsrer Facultät.

Vorrede.

Durch dieſe Schrift entledige ich mich zunächſt eines ehrenvollen Auftrages meiner Facultät. Dieſe nämlich, durch das Hinſcheiden des ſeligen Planck nächſt der Familie am meiſten getroffen, hat ſich nach guter alter Sitte zuſammenhaltender Gemeinweiſen vor allen für verpflichtet gehalten, dem ehrwürdigen Manne, der, faſt ein halbes Jahrhundert ihre glänzendſte Zierde, am meiſten dazu beygetragen hat, ihren Namen leuchtend zu machen, zur Bezeugung ihrer dankbaren Verehrung ein biographiſches Denkmal zu ſtiften. Indem ſie mich damit beauftragte, hat ſie allerdings einen Theil der Verantwortung übernommen, mich aber an meinem Theile nur deſto verantwortlicher gemacht für das, was in ihrem Auftrage von mir gethan iſt. Das ehrende Vertrauen der befreundeten Collegen, die Begeiſterung und Dankbarkeit des ehemaligen Schülers und Schützlings, und die unvergängliche Verehrung und Liebe des nachherigen Collegen gegen den Mann, deſſen Bild ſeit lange zu meinen theologiſchen Penaten gehörte, — das

alles hat mir eine gewiſſe Fähigkeit, wenigſtens Luſt und Muth zum Werke gegeben; aber ich weiß wohl, daß die beſte Luſt und Liebe zwar immer etwas, aber nicht alles vermag, den Mangel an künſtleriſchem Talent und Uebung zu erſetzen. Ich hoffe aber, daß es mir nicht an wohlwollenden Leſern fehlen wird, welche die Mängel des Verſuchs nicht nur entdecken, ſondern auch entſchuldigen werden. Auch rechne ich etwas auf den Mann, der ſich hier zum Theil ſelber darſtellt. Das Intereſſe an ihm wird das Mangelhafte meiner Darſtellung hülfreich erſetzen.

Baco von Verulam, indem er ſeiner Zeit vorwirft, daß ſie die Lebensbeſchreibung ihrer ausgezeichneten Männer vernachläſſige, wendet darauf an, was ein Dichter, eine alte Fabel erweiternd, geſagt hat: »Am Faden der Parze hängt eine Gedächtnißmünze mit des Verſtorbenen Namen. Sobald die Parze ſchneidet und der Faden fällt, raubt die wartende Zeit die Münze, und wirft ſie bald aus ihrem Schooße in den Strom der Vergeſſenheit. Am Strome fliegt eine Schaar von Vögeln, welche die Münzen aufgreifen, aber nachdem ſie dieſelben eine kurze Zeit in ihren Schnäbeln umhergetragen, ſorglos wieder in den Strom fallen laſſen. Nur die Schwäne unter ihnen tragen, wenn ſie eine Münze erhaſcht haben, dieſelbe ſogleich zum Tempel der Unſterblichkeit.«

Ich gehöre wenigſtens nicht zu den ſingenden Schwänen. Und der Mann, deſſen Münze und Namen es hier gilt, hat durch unſterbliche Werke ſelbſt ſchon für einen Platz in jenem Tempel geſorgt. Aber ſeine Werke, wiewohl ſie das weſentlichſte Leben enthalten, tragen doch nicht das

ganze edle Bild. Die feineren, geiſtigeren Striche, der lebensvolle Zuſammenhang des Ganzen in Fleiſch und Blut, kurz das volle perſönliche Bild, — dieß wird von der Zeit alſobald geraubt und in den Strom der Lethe geworfen, wenn nicht der Schwan aufmerkſamer Liebe und Verehrung es bey Zeiten aufgreift und treu bewahrt. Zu dieſem Dienſte habe ich mich geſtellt, und ich hoffe ihn treu und ehrlich verrichtet zu haben. Wer es beobachtet hat, wie mit jedem Augenblicke die entriſſene Münze tiefer im Strome ſinkt und am Ende unrettbar verloren geht, dem wird die Erſcheinung dieſer Biographie nicht zu früh dünken. Es iſt leider von dem feineren Gepräge ſchon ſo manches in dem Strome verwaſchen, daß ich es bey der mühſamſten Nachforſchung nicht mehr habe erkennen können. Eben dieſes Suchen, ja Zuſammenſuchen des feineren biographiſchen Stoffes koſtet Zeit. Und wer weiß, was zu einem einigermaßen vollſtändigen und genauen biographiſchen Gemälde gehört, wie auch die Compoſition und die Farbengebung nicht gleich fertig ſind, ſondern ihre Monate, ja ihre Jahre haben, wie ſelbſt das fertige Gemälde retouchirt, dann getrocknet, eingerahmt werden muß, ehe man es ausſtellt, der wird nicht klagen, daß die Zeit zwiſchen dem Abſcheiden des Mannes und der Ausſtellung ſeines Bildes zu lang gedauert habe. Das Intereſſe des erſten Schmerzes über den Verluſt des trefflichen Mannes iſt allerdings vorüber. Aber ich habe auch nur für das bleibende Intereſſe an dem unvergänglichen Namen und Verdienſt ſchreiben wollen.

Es hat mir nicht an Quellen gefehlt, aber ich habe nicht alle gehabt, die ich wünſchte. Der ſelige Planck hat ſelbſt nichts im Zuſammenhange über ſein Leben geſchrieben.

Ein Notizenblatt mit einigen äußeren chronologiſchen Merken, hie und da ein biographiſcher Wink in Vorreden und Briefen, ein ganz kurzer Abriß ſeines früheren Lebens, wenig ins Innere gehend, für neugierige Zeitſchriften, das iſt leider alles, was er ſelbſt zu dieſer Biographie geliefert hat. Sich ſelbſt malen iſt ſchwer. Planck hätte es vielleicht verſtanden, aber er hat es nicht gewollt. Er beobachtete, prüfte ſich ſelbſt viel und genau; Confeſſionen hat er genug gemacht, aber mehr in der ſtillen Kammer und in heiliger Demuth vor Gott, höchſtens vor den vertrauteſten Freunden. — Ich habe bey Andern viel nach Jugenderinnerungen gefragt. Der Knabe ſchon, noch mehr der Jüngling, ſie weiſſagen den künftigen Mann, oft gerade in den kleinſten unſcheinbarſten Zügen und Bewegungen. Hiernach habe ich emſig geſucht. Aber die meiſten ſeiner Jugendgenoſſen in der Familie, in der Schule, waren vor ihm geſtorben und hatten faſt nichts überliefert. Nur die noch lebende jüngſte Schweſter hat die Güte gehabt, mir einiges aus ihrer Erinnerung mitzutheilen. Für die ſpäteren Jahre verdanke ich das, was der Schilderung ſeines häuslichen Lebens zum Grunde liegt, der aufmerkſamen und feinen Beobachtung der Seinigen, die auch wohl aus des Vaters Erzählungen aus ſeiner Jugend einiges aufgegriffen und behalten hatten. Anderes, was zur Charakteriſtik ſeiner innerſten Denkweiſe, ſeiner traulichſten und geheimſten Stunden gehört, habe ich theils aus einem längeren, zuſammenhängenden Briefwechſel mit ſeinem Jugendfreunde, dem nun auch ſchon entſchlafenen Präſidenten Georgi in Stuttgart vom J. 1807—1830, welcher aus Schwaben der Familie und von dieſer vertrauensvoll mir mitgetheilt wurde, theils aus einem kürzeren und ſeltneren in den Jahren 1818 bis

1831 mit seinem langjährigen Freunde, dem noch lebenden Herrn Generalsuperintendenten Werth in Detmold, der mir diesen gütigst anvertrauete, mit aller Discretion und Achtung gegen das Briefgeheimniß unter Freunden genommen. Endlich haben schriftliche und mündliche Mittheilungen hiesiger Freunde und älterer Amtsgenossen dazu gedient, meine eigene Erinnerung und Beobachtung aus den Jahren 1812—1816, wo ich sein Schüler war und nachher als Repetent der theologischen Facultät ihm näher kam, und aus den Jahren 1827 bis zu seinem Tode, wo ich das Glück des näheren collegialischen Umganges mit ihm genoß, zu ergänzen. Das sind die Quellen, aus denen ich geschöpft habe. Ich wollte, es wären mehre und ergiebigere gewesen. Aber sie haben, hoffe ich, hingereicht, ein deutliches Bild zu zeichnen, freylich meist nur in Umrissen, aber doch nicht ohne genauere innere Striche und belebende Farben. Die Biographie ist kein willkührlich idealisches Gemälde, keine Lobrede, sie soll ein wahres Portrait seyn mit bestimmten Handlungen und Charakterzügen. Ein solches habe ich zu geben versucht. Aber das isolirte Portrait ist keine lebendige Geschichte. Jeder wahrhaft ausgezeichnete, wirksame Mann steht immer in Wechselwirkung mit seiner Zeit, und zwar so, daß er Anfangs mehr aus ihr hervorgehend und durch sie bestimmt und gebildet, ein Kind des für ihn alternden und hinabsinkenden Geschlechtes ist, — dann auf der Höhe des Lebens seine Zeit mehr bestimmend und bildend, ein Mann der Gegenwart, — bis in dem beständigen Wandel der Geschlechter mit zunehmendem Alter und abnehmender Wirksamkeit des Mannes eine neue, jugendliche Zeit, als seine nächste Zukunft, sich erhebt, zum Theil ihm noch angehörend, weil von ihm erzeugt, zum Theil aber schon

losgerissen, und wegen neuer Bildungskräfte mit ihm im Gegensatz. Wie es nun wohl üblich ist und zur Belebung und Wahrheit sehr beyträgt, ein Portrait mit charakteristischen Umgebungen und landschaftlichen Fernsichten zu malen, so habe ich auch für nothwendig gehalten, den Mann in seiner historischen Umgebung und in jener dreyfachen Zeitbeziehung zu schildern. Ausgezeichnete Menschen haben eine längere Gegenwart, und so ist's natürlich, daß ich Planck auch vorzugsweise in und mit seiner Gegenwart darzustellen gesucht habe. Mein Standpunct liegt freylich in dem, was für Planck die nächste Zukunft war. Aber diese ist nichts fremdes für ihn. Er hat sie zum Theil mit herbeygeführt und sich ihrer gefreuet. Ich kann weder mich noch die Biographie zurückdatiren, und auf jene absolute Objectivität, die am Ende gar kein Subject mehr in der Zeit hat, verstehe ich mich nicht. Es giebt keine biographische Charakteristik ohne Beurtheilung und Werthbestimmung, ich habe mich also auch derselben nicht enthalten können. Das Urtheil ist meins, also allerdings ein subjectives. Aber es giebt in der Biographie eine sittliche Objectivität, die ich liebe und erstrebt habe, — ich meine die Sorge dafür, daß das Urtheil gewissenhaft, voll Wahrheit und Liebe, sich gleichweit entfernt hält von Unbescheidenheit und Aengstlichkeit, von Willkühr und falscher Gebundenheit.

Der vorangestellte Kupferstich, das entsprechende Bild Plancks aus seinem höheren Mannesalter, nebst einem Facsimile seiner Handschrift, als diese das Alter noch nicht schwankend gemacht und unleserlich verkleinert hatte, wird denen, die ihn persönlich gekannt haben, zur freundlichlieben Erinnerung dienen, andern aber als lebendige Beleibung

der biographischen Person willkommen seyn. Er ist von dem hiesigen Kupferstecher Herrn Lödel nach einem früheren von Herrn Professor Louis Grimm in Cassel, besonders aber nach einem späteren Oelgemälde des Herrn Professor Carl Oesterley hieselbst gemacht worden.

Der erste Anhang enthält einen von einer andern Hand gemachten, von mir nur hie und da erweiterten Auszug aus der zweyten Abtheilung des Pfarrers von S. So lange der Druck des Werkes versagt ist, müssen die Freunde des ersten Theiles sich leider damit begnügen. Der zweyte Anhang bewahrt die Grabrede und Gedächtnißpredigt auf den sel. Planck von unsrem Herrn Dr. Ruperti. Sie werden dem Leser nicht bloß als erste Ausdrücke des allgemeinen Schmerzes und der Christlichen Tröstung über den Verlust des geliebten und verehrten Mannes willkommen seyn.

Diesem doppelten Anhange habe ich einen erneuerten, hie und da verbesserten Abdruck meiner biographischen Mittheilung über Plancks ältesten Sohn, Dr. Heinrich Ludwig Planck, welche schon im J. 1831 erschienen war, hinzugefügt. Der einzelne Bogen, fürchtete ich, möchte sich verlieren. Für mich, als Verfasser, könnte daran nichts gelegen seyn. Aber es hängt daran die Gedächtnißmünze des ausgezeichneten Sohnes eines ausgezeichneten Vaters, und diese zu bewahren, wird auch andern etwas werth seyn. Man pflegt sonst Familiengemälde gern zu haben; hier ist ein theologisches von Vater und Sohn.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß es Gott gefallen möge, auch in dieser unvollkommenen Darstellung

das Exempel »eines Mannes der Gnade, deſſen Tugenden nicht vergeſſen werden«, zu ſegnen, wie zur dankbaren Erinnerung, ſo auch zur vorleuchtenden Weiſung in die Wege und zum Ziele des göttlichen Reiches!

Göttingen am Reformationstage 1835.

Dr. Friedrich Lücke.

Druckfehler.

S. 6. Z. 15. ſtatt hervortreten lies hervorzutreten.
S. 25. Z. 9. v. u. ſtatt in lies uns.

Bei aller Sparſamkeit und Abgeriſſenheit der Quellen iſt die folgende biographiſche Mittheilung doch beſtimmt, mehr zu geben, als eben nur die zerſtreueten Notizen und Erinnerungen jener Quellen. Durch dieſe würde nur das perſönliche biographiſche Intereſſe einigermaßen befriedigt werden. Allerdings war Plancks Perſönlichkeit eben ſo hervorſtechend als liebenswürdig, und das perſönliche Intereſſe an ihm ſchon zu ſeinen Lebzeiten auch in weiteren Kreiſen immer ſehr groß. Aber ſein Name hat eine höhere, allgemeinere Bedeutung. Er gehört zu denen, welche in der neuern Entwicklung der Theologie und Kirche in unſrem Vaterlande obenan ſtehen. Vor allen alſo will das Vaterland, insbeſondere die chriſtliche Kirche, der ſein Leben vorzugsweiſe gewidmet war, wiſſen, was er für ſie geweſen ſey, wie er die ihm gewordene Aufgabe für ſie gelöſt habe. Aber gerade bey ausgezeichneten Männern iſt der Zuſammenhang des Allgemeinen und Perſönlichen beſonders innig und anſchaulich. Wie in ihrer Perſönlichkeit ſchon von Natur ein größeres Maaß des Allgemeinen und Allgemeingültigen liegt, ſo trägt hinwiederum auch ihr Leben und Wirken in der Gemeinſchaft das characteriſtiſche Gepräge ihres beſonderen Weſens. Gerade dadurch wirken ſie ſo eigenthümlich anregend und bildend. Plancks öffentliches Leben und Wirken hat eine ſehr beſtimmte perſönliche Farbe, einen markirten originellen Character. So iſt er mir erſchienen, ſeit ich ihn zuerſt im Jahre 1812 als Zuhörer in ſeinen Vorleſun-

das Exempel »eines Mannes der Gnade, deſſen Tugenden nicht vergeſſen werden«, zu ſegnen, wie zur dankbaren Erinnerung, ſo auch zur vorleuchtenden Weiſung in die Wege und zum Ziele des göttlichen Reiches!

Göttingen am Reformationstage 1835.

Dr. Friedrich Lücke.

Druckfehler.

S. 6. Z. 15. ſtatt hervortreten lies hervorzutreten.
S. 25. Z. 9. v. u. ſtatt in lies uns.

Bei aller Sparſamkeit und Abgeriſſenheit der Quellen iſt die folgende biographiſche Mittheilung doch beſtimmt, mehr zu geben, als eben nur die zerſtreueten Notizen und Erinnerungen jener Quellen. Durch dieſe würde nur das perſönliche biographiſche Intereſſe einigermaßen befriedigt werden. Allerdings war Plancks Perſönlichkeit eben ſo hervorſtechend als liebenswürdig, und das perſönliche Intereſſe an ihm ſchon zu ſeinen Lebzeiten auch in weiteren Kreiſen immer ſehr groß. Aber ſein Name hat eine höhere, allgemeinere Bedeutung. Er gehört zu denen, welche in der neuern Entwicklung der Theologie und Kirche in unſrem Vaterlande obenan ſtehen. Vor allen alſo will das Vaterland, insbeſondere die chriſtliche Kirche, der ſein Leben vorzugsweiſe gewidmet war, wiſſen, was er für ſie geweſen ſey, wie er die ihm gewordene Aufgabe für ſie gelöſt habe. Aber gerade bey ausgezeichneten Männern iſt der Zuſammenhang des Allgemeinen und Perſönlichen beſonders innig und anſchaulich. Wie in ihrer Perſönlichkeit ſchon von Natur ein größeres Maaß des Allgemeinen und Allgemeingültigen liegt, ſo trägt hinwiederum auch ihr Leben und Wirken in der Gemeinſchaft das characteriſtiſche Gepräge ihres beſonderen Weſens. Gerade dadurch wirken ſie ſo eigenthümlich anregend und bildend. Plancks öffentliches Leben und Wirken hat eine ſehr beſtimmte perſönliche Farbe, einen markirten originellen Character. So iſt er mir erſchienen, ſeit ich ihn zuerſt im Jahre 1812 als Zuhörer in ſeinen Vorleſun-

gen kennen lernte. Das Bild, welches ich mir damals, meht von ferne, mit jugendlicher Begeisterung von ihm machte, ist, als ich ihm seit dem Jahre 1827 als College näher kam, und mir freylich nur noch vergönnt war, die sinkende Sonne zu betrachten, — im Wesentlichen unverändert geblieben, nur anschaulicher, deutlicher, vollständiger ist es geworden. Indem ich versuche, dieß Bild meinen Lesern darzustellen, ohne besondere Kunst freylich, aber mit gleich treuer Liebe zu ihm und zur Wahrheit, hoffe ich, sowohl das persönliche, als das allgemeine Interesse an dem ehrwürdigen Manne nicht unbefriedigt zu lassen.

Gottlieb Jacob Planck war am 15. November 1751 zu Nürtingen, einem am Neckar schöngelegenen Städtchen im Königreich, damals Herzogthum Würtemberg geboren. Sein Vater Georg Jakob Planck, aus Lauffen gebürtig, war Stadt- und Amtsschreiber daselbst. Seine Mutter Veronica Dorothea, gebohrene Lang, war aus einer achtbaren Familie der Stadt, die Tochter des unmittelbaren Vorgängers seines Vaters im Amte. Die Familie Planck gehörte so durch ihre äußere Stellung, wie durch ihre innere Würdigkeit zu den angesehensten im Orte.

Unser Planck war das älteste von sechszehn Kindern. Nur die beyden jüngsten Schwestern haben ihn überlebt; aber zwey von seinen Brüdern starben nur kurz vor ihm, als Sechsziger; auch Vater und Mutter erreichten ein höheres Alter. Es ist an sich weder Tugend noch Verdienst, wenn der Mensch lange lebet auf Erden; aber es ist immer ein göttlicher Segen, und dieser scheint in Plancks Familie einheimisch gewesen zu seyn, hindeutend auf kräftige Natur und ruhige, gesammelte Lebensweise, wie sie sonst im Bürgerstande unsres Vaterlandes häufiger war. Die Persönlichkeit der Eltern ist mir nicht näher bekannt geworden. Sie erklärt nie vollkommen das Wesen der Kinder, am wenigsten der ausgezeichneten, originellen, aber ganz ohne Antheil daran ist sie nie. Nach der Schilderung eines Jugendfreundes von Planck waren die Eltern biedere und wohlwollende

Leute, und ihr Familienleben nach edler Schwäbischer Art heiter und gemüthlich.

Plancks allererste Kindheit fällt in die ruhige Zeit unsres Vaterlandes zwischen dem zweyten Schlesischen Kriege und dem siebenjährigen. Aber die Knabenjahre verlebte er unter den geistigen Aufregungen, welche Friedrichs des Großen Ruhm und scharfer Geist in unsrem Volke, auch im südlichen Deutschland, besonders dem protestantischen, hervorbrachte. Es ist unmöglich sich jetzt, wo Bewegungen und Interessen ganz anderer Art den Character der Zeit bestimmen, von dem geistig bewegten Stillleben einer Schwäbischen Bürgerfamilie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein deutliches Bild zu machen. Bey allem Waffengeräusch doch Ruhe und Sicherheit in den unerschütterten Grundlagen des Staatslebens und der häuslichen bürgerlichen Sitte; aber mitten in dieser Ruhe der energische Anfang großer geistiger Bewegungen. Die Morgenröthe der neueren schönen Litteratur brach eben an und weckte alle lebendigen Geister zu theilnehmender Thätigkeit. Die Production auf diesem Gebiete war seltener, die ersten Bildungen bezeichnen mehr das emsige Lernen und Arbeiten, als die Meisterschaft und das Gelingen. Aber die erste bescheidene Freudigkeit jener morgendlichen Zeit über die Erstlinge unsrer schönen Litteratur war viel reiner, durchkostender, als der Vollgenuß und Uebergenuß späterer Vollendung und Fülle. In der Christlichen Theologie und Kirche regte sich auf Protestantischer Seite schon damals der neuere Freyheitsgeist. Man fing an die Fesseln des älteren Kirchenthumes, die Trockenheit und Geschmacklosigkeit der Schule zu empfinden, bald auch zu bekämpfen. Aber die heilsame Macht der väterlichen frommen Sitte blieb noch unangetastet, die innere, um so mächtigere, je verschlossenere und zusammengehaltenere Christlichkeit des Gemüthes, und die Bestimmtheit des verständigen Denkens wirkte aus der älteren Kirche und Schule noch so mächtig, daß von dem Schwindelgeist und der Zerstörungs- und Zweifellust der spätern Zeit noch keine Spur war. Unter diesen Anregungen und Beruhigungen des Zeitalters verlebt Planck seine früheste Jugend im elterlichen Hause und in der Schule

seiner Vaterstadt. Er selbst erzählte, »daß er in seiner Familie als ein trockener, linkischer Junge gegolten habe, der vorzüglich durch einen jüngeren Bruder, der viel lebhafter und hübscher war, in den Schatten gestellt wurde. Dieß mag auch Ursache gewesen seyn, daß er sich zu den alten Apothekersleuten flüchtete und dort seine meiste Zeit zubrachte. Das Andenken an diese Familie blieb ihm bis in die spätesten Jahre gleich angenehm. Es wurde ihm dort manches gewährt, was zu Hause bey den vielen Kindern nicht seyn konnte. Die Mutter sagte auch, er sey dadurch etwas verzärtelt worden. In der Schule aber machte er durch Fleiß und leichtes Lernen seinen Lehrern große Freude.« — Unter diesen zeichnete er in der biographischen Notiz zum Behuf seiner Magisterpromotion besonders den Magister Wurm aus.

Ich weiß nicht, ob so früh schon bewußter eigener Trieb und Entschluß, oder zunächst der elterliche Wille ihn zum Studium der Theologie bestimmte, kurz, nach der damals bestehenden Studienordnung für Theologen wurde der vierzehnjährige Knabe im Jahre 1765 als Alumnus in die niedere Klosterschule zu Blaubeuren aufgenommen, und kam somit in die Bahn, die ihn sicheren Schritts in das theologische Stift zu Tübingen führte. Unter den Lehrern in Blaubeuren rühmte er mit dankbarer Liebe am meisten den Professor Kübler, der, wie er sagte, »es so schön verstanden habe, ihn mit dem wohlthätigsten väterlichsten Zwange so lange auf das Studium der Classiker hinzuheften, bis eigener Geschmack dafür in seiner Seele erwachte.« Außerdem lernte er von ihm die schätzbare Kunst des Frühaufstehens. Der freundliche Mann sprach dem schlaftrunkenen Knaben auch mitten im Winter so lange von dem schönen Morgen vor, bis er gelockt sich ermannte und aufsprang.

Nach zwey Jahren 1767 kam Planck als Alumnus in die höhere Klosterschule zu Bebenhausen. Hier empfing er durch den Unterricht des damaligen Abtes Stockmaier, und der Professoren Wild und Hegelmaier die unmittelbare Weihe für die Universität. Diese bezog er im Jahre 1769. Nach der vorgeschriebenen Studienordnung des theologischen Stiftes widmete er sich die beyden ersten Jahre den philosophischen Wissenschaften und hörte au-

ßer den gewöhnlichen besonders die mathematischen Vorlesungen des für seine Zeit sehr ausgezeichneten Professor Kies über die Analysis des Endlichen, unter dessen Präsidium er auch eine Abhandlung desselben de motu lunae vertheidigte. In der Philosophie stand Tübingen damals im Uebergange von der Leibnitz-Wolfischen Schule, welche hier besonders durch G. Bernh. Bilfinger herrschend geworden war, zu dem Interregnum des Eklekticismus in Deutschland. Außer dem ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik Gottfr. Ploucquet, dem scharfsinnigen Erfinder des logischen Calculs, dem Ausleger der Monadenlehre, und dem kräftigen Bestreiter des Französischen Materialismus, lehrte damals die Philosophie als außerordentl. Professor — A. Fr. Boek, bekannt als Herausgeber der Lateinischen Uebersetzung der Leibnitzschen Theodice. Bey diesem hörte Planck die Metaphysik und Theorie der schönen Wissenschaften. Aber es ist wahrscheinlich, daß er sich ebenso wenig, wie Spittler, dem Einfluß des ungleich mächtigeren Ploucquetschen Geistes entzogen hat. Wenigstens hat er den Grundton dieser philosophischen Schule, das Formellogische, nie verleugnet.

Von seinen philologischen Studien auf der Universität habe ich keine Kunde. Wahrscheinlich las er die Alten mehr aus historischem und ästhetischem Interesse, als in grammatischer und stylistischer Hinsicht. Weder seine früheren noch spätern lateinischen Aufsätze haben eine antike Färbung. — Von seiner eigenthümlichen Neigung und Gabe zu den historischen Studien finde ich in dieser Zeit noch keine Spur. Seltsam genug hört er bey Frommann, dem außerordentlichen Professor der Geschichte, die Geschichte des Russischen Reiches. Aber diese hochnordische Neigung oder Neugier war gewiß nur zufällig und vorübergehend. Als er nach beendigtem philosophischen Cursus im September 1771 an der Spitze von 31 Commilitonen zum Magister in der philosophischen Facultät promovirt wurde, und zu diesem Behufe seine bisherigen specimina eruditionis aufführen mußte, war unter diesen kein einziges historischer Art. Eine lateinische Abhandlung beschäftigt sich mit der Erklärung des Wortes ταρταρώσας 2. Petri 2, 4., eine deutsche enthält einen Versuch

zur Widerlegung der Bonnetschen Analyse der Seelenkräfte, eine andere handelt von den Verhältnissen der Religion mit der Regierungsform. Ich weiß nicht, ob diese Gegenstände ihm mehr gegeben, als von ihm gewählt waren. Im letzteren Falle würde man vermuthen dürfen, daß das Interesse an der Philosophie, insbesondere an der psychologischen Betrachtung und Untersuchung, welches späterhin sogar seine eigenthümliche Richtung in der Kirchengeschichte bestimmt, damals in ihm vorherrschend war. Ein paar Jahre später (1773) erscheint von ihm ein Entwurf einiger Abhandlungen vom Herzen. Dieß ist das letzte seiner litterarischen Producte auf diesem Gebiete. Aber das Gebiet selbst verließ er nie. Nicht bloß die Theologie, sein persönliches Interesse fesselte ihn an dasselbe. Daneben aber scheint in Beziehung auf das theologische Studium, wozu er jetzt überzugehen im Begriff war, die exegetische Richtung hervortreten. Noch am Ende seines theologischen Cursus beschäftigte ihn, wie wir nachher sehen werden, vorzugsweise die Auslegung der heiligen Schrift, besonders des N. Testaments. Und so scheint er, ich weiß nicht mit welchem Grade von Freyheit und Bewußtseyn, das Wort Melanchthon's befolgt zu haben: Theologus in scripturis nascitur. — Ganz entschieden frey aber war in ihm die poetische Gabe, die sich in einem Gedichte zur Geburtstagsfeyer des Herzogs Carl von Würtemberg vom Gefühl der Schönheit [1]) zuerst öffentlich kund gab. Diese Neigung zur

[1]) Rede vom Gefühl der Schönheit. Auf das den 11. Febr. 1771 öffentlich gefeyerte höchste Geburtsfest des — Herzogs Carl — in öffentlicher und feyerlicher Versammlung zu Tübingen gehalten von G. J. Planck, der Weltweisheit Candidaten in dem Herzogl. Stifte. — In den damals üblichen Versmaßen sucht er das Lyrische der Lobpreisung des vielfach ausgezeichneten Fürsten mit dem Didaktischen einer kurzen Theorie vom Gefühle der Schönheit zu verbinden. Es fehlt nicht an interessanten Wendungen und eigenthümlichen Gedanken. Aber es ist eben ein Jünglingsversuch im Geschmack jener Zeit, der nicht mehr der unsrige ist. Bemerkenswerth ist die Verehrung Winkelmanns. Geist meines Winkelmann's! ruft er aus, Erscheine meinen Blicken und zeichne mir ihr Bild (der classischen Kunst), die Schönheit auszudrücken! —

heitern Kunſt war in ihm ſo lebhaft, daß er ſie bei jeder Gelegenheit zu befriedigen ſuchte. Er galt unter ſeinen Commilitonen vorzugsweiſe als Gelegenheitsdichter, gleich fertig für Ernſt und Scherz. Das Verſemachen verlor ſich zwar allmählich unter den ernſteren Studien der ſpäteren Jahre, es trat auch nicht einmal in geiſtlicher Liederdichtung wieder hervor; — aber die Freude an der Poeſie bewahrte er ſich als Erholung bis an ſein Ende.

Planck war ſchon auf den Kloſterſchulen wegen ſeiner gutmüthigen heiteren Laune von ſeinen Mitſchülern beſonders geliebt worden. Jedermann hatte ihn gern. Eben ſo auf der Univerſität. Und da er außerdem auch fleißig und tüchtig war, ſo bildete ſich um ihn ein ſehr weiter Kreis liebender und achtender Freunde, und dieſe Achtung und Liebe erhielt ſich in der Erinnerung, und äußerte ſich immer, ſo oft er ſpäterhin von Göttingen aus »ins Land kam«, und die Jugendfreunde weit und breit in Stadt und Land begrüßte.

Die ſtrenge Ordnung des Stiftes verdarb ſeinen jugendlich heitern Sinn nicht. Aber man urtheilt falſch, wenn man die Urſache davon nur in Planck findet. Gerade in dem engern klöſterlichen Zuſammenleben und Zuſammengewöhnen mit lebensfrohen geiſtreichen Jünglingen entzündet ſich ſchneller Geiſt an Geiſt, und bey der gemüthlichen offenen Art des Würtemberger Characters ſind hier zu aller Zeit Freundſchaften ſo inniger, friſcher und kräftiger Art entſtanden, wie ſie in den gewöhnlichen loſeren Studentenkreiſen kaum möglich ſind. Es möchte wohl wenig Würtemberger geben, welche nicht an ihr ſtiftiſches Leben mit Vergnügen zurückdenken. Hier war es, wo Planck zuerſt mit Spittler, Georgi, Hoffmann, Abel, Geß u. a. lebenslängliche, geiſtig fruchtbare Freundſchaft ſtiftete.

Es wäre Schade, wenn ich aus dieſer erſten Zeit ſeines Studentenlebens folgenden Zug nicht erzählen dürfte, der eben ſo ſehr ihn, als ſeine Familie auf eine intereſſante Weiſe charakteriſirt. In ſeinem heiteren ſorgloſen Sinn mag er in den erſten Jahren in Tübingen nach edlerer Studentenart etwas luſtig gelebt haben. Die älteſte Schweſter erzählte nachher oft, daß ſie

deßwegen manche Sorge für ihn gehabt habe. Aber bey so gutem Naturell und Gewissen des Bruders gewiß ohne Grund. »Einst, erzählte sie, sey er in große Noth gerathen, indem er etwas in Schulden gekommen sey. Da habe er einige Tage vor den Ferien einen eigenen Boten an sie gesendet, mit der Bitte, daß sie ihm das Geld zur Bezahlung dieser Schulden sogleich schicken möge; denn anders komme er gar nicht in den Ferien nach Hause, dem Vater aber solle sie es ja nicht sagen, da dieser immer so gut gegen ihn sey. Nun hatte die Schwester auch gerade kein Geld, kannte aber den Vater so, daß sie geradesweges mit dem Briefe zu ihm gehen konnte. Der Vater gab ihr auch sogleich das Geld, befahl ihr aber, dem Bruder ja nicht zu schreiben, daß es von ihm sey, es ihm auch nicht zu sagen, wenn er hieher komme. Nun war er die ganzen Ferien lustig und vergnügt. Erst bey dem Abschiede sagte ihm der gute Vater nach andern Ermahnungen, er möge sich auch mit dem Gelde vorsehen, es möchte sonst seine Kräfte übersteigen und nicht so leicht zu tilgen seyn, wie dieß Mal. Diese Güte beschämte ihn so sehr, und machte einen so tiefen Eindruck, daß er sich fortan in Acht nahm.« —

Als Planck im J. 1771 in den dreyjährigen theologischen Cursus eintrat, stand seit 1757 an der Spitze der Tübinger theologischen Facultät der berühmte Kanzler der Universität, Dr. Jeremias Friedrich Reuß, ein herzlich frommer vielseitig gebildeter Theolog, reich an Erfahrungen, die er in bedeutenden kirchlichen und akademischen Aemtern auch außer seinem Vaterlande [1]) gesammelt hatte, von eben so unermüdetem Fleiße als lebhaftem Geiste, eben so beredt als gelehrt. Seine Vorlesungen bezogen sich auf das ganze Gebiet der Theologie, am meisten aber auf die Kritik, Hermeneutik und Exegese des N. T., die Moral und

[1]) Ein geborner Würtemberger, hatte er sehr früh, schon im J. 1732 einen Ruf als Königl. Hofprediger und Professor der Theologie nach Kopenhagen angenommen. Seit 1749 Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holstein, war er 1757 als Kanzler nach Tübingen zurückberufen worden.

Pastoraltheologie [1]). Er bildet in der Wärtemberger Schule und Kirche den Uebergang von der milderen Spenerschen Richtung seiner Lehrer, J. A. Bengel, Pfaff und Weismann, zu der Theologie von Storr, welche ich als eine verständige, vorzugsweise auf exegetischem Interesse und Gewissen beruhende und auf das Praktische sich beziehende Milderung und Vertheidigung der kirchlichen Orthodoxie charakterisiren möchte. Diese Richtung trat schon in Reuß, dem Lehrer Storrs, sehr bestimmt hervor, und wie sie im Bedürfnisse und Fortschritte der Zeit lag, so beherrschte sie auch mehr und weniger alle seine Schüler. Neben Reuß lehrte in gleichem Geiste J. Fr. Cotta, erster Superattendent des theolog. Stiftes, gleich bewandert im Alten wie im Neuen Testamente, und als Kirchenhistoriker zu seiner Zeit ausgezeichnet. Außer diesen waren mehr oder weniger bedeutend Chph. Friedr. Sartorius, Chph. Fr. Schott, H. W. Clemm der jüngere und J. Jak. Baur. Ich weiß nicht, wie viel Planck jedem von diesen verdankt, wie mir denn überhaupt der besondere Gang seiner theologischen Studien auf der Universität unbekannt geblieben ist. Ganz vorzüglich aber scheint er sich, wie seine Freunde Spittler und Georgi an Reuß angeschlossen zu haben und diesem sehr befreundet gewesen zu seyn.

Unter Reuß Vorsitze vertheidigte er nach beendigtem theologischen Cursus der Sitte gemäß im August 1774 seine dissertatio theologica de canone hermeneutico, quo scripturam per scripturam interpretari jubemur. Die Abhandlung bezeugt mehr, als seine damalige Vorliebe für die exegetischen Studien des N. T. Sie hat eine bestimmte historische, ja polemische Beziehung. Es war damals so eben [2]) W. Abr. Tellers Wörterbuch des N. Testaments zur Erklärung der christlichen

[1]) Unter seinen Schriften sind seine Vertheidigung der Offenbarung Joh. gegen Semler 1772. und seine Elementa theol. moralis 1767. die bedeutendsten. Die letztere, obgleich ohne strenge wissenschaftliche Form, ist immer noch sehr beachtungswerth als eine von den philosophischen Schulen unabhängige, geistreiche Darstellung der Christlichen Moral von dem streng theol. Standpuncte.

[2]) Berlin 1772.

Lehre erſchienen. Ein bedeutſames Zeichen der Zeit, das allgemeines Aufſehen machte. Der populäre Rationalismus, der eben geborene Sohn jener Philoſophie, »welche, wie Göthe ſagt, als ein mehr und weniger geſunder und geübter Menſchenverſtand es wagte, ins allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen«, — fing damals zuerſt an, ſich vorzüglich in den theologiſchen Schulen des nördlichen Deutſchlands zu verbreiten. In dieſer Schrift ſchlug er ſich ziemlich früh eine gangbare Brücke zum chriſtlichen Volke. Bey der abſterbenden kirchlichen Orthodoxie und dem Abgeſchmacktwerden der pietiſtiſchen Richtung erſchien die Schrift, wie ein längſt erwarteter Freund. Die Entſchloſſenheit und Sicherheit, womit darin die Befreyung der Exegeſe und Dogmatik von den läſtigen Feſſeln der orthodoxen Schule und Kirche, als eben ſo vielen Vorurtheilen und Menſchenſatzungen, angekündigt wurde, die nüchterne Verſtändigkeit, mit der die dunkelſten Stellen und ſchwierigſten Lehren der heil. Schrift klar und gemeinverſtändlich gemacht worden waren, ſo daß das Schwere und Tiefe als Menſchenſatzung und das Poſitive meiſt als Jüdiſche Zeitvorſtellung allmählich abfiel, — das alles erſchien vielen, ſo Theologen wie Laien, als ein ſo reines Gut, daß in der Freude darüber das Bedenkliche, Gefährliche, Unwahre dabey ganz überſehen wurde. Es fehlte nicht an leidenſchaftlichen Gegnern und Eiferern für das Alte. Aber mit dieſen iſt niemals viel gedient. Sie ſind eben nur ein irdiſcher Damm, der augenblicklich hemmt. Was in ſolchen Zeiten der Kriſis am meiſten Noth thut, ſind die beſonnenen Geiſter, welche es verſtehen, die Geiſter zu prüfen und das Wahre und Falſche ſo in dem Neuen wie in dem Alten zu unterſcheiden. Zu dieſen gehörte damals Reuß und ſein Schüler Planck.

Teller hatte in der Vorrede zu ſeinem Wörterbuche als vornehmſtes Geſetz der Auslegung den Satz aufgeſtellt, Schrift aus Schrift zu erklären. Dadurch ſollte die alte orthodoxe Regel der Glaubensanalogie beſeitigt werden. Wiewohl nun in der Proteſtantiſchen Kirche eigentlich von jeher mit dieſer nichts anderes gemeint war, als eben jene Auslegung der Schrift aus Schrift, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß man in der Anwen-

dung durch die Uebermacht der dogmatiſchen Tradition von dem wahren Sinn und Weſen der Sache etwas ſehr abgekommen war. Man verſäumte die Glaubensanalogie immer wieder friſch aus der Schrift zu erzeugen. Und ſo hatte Teller freylich ganz recht, daß der Satz zwar allgemein anerkannt, aber nicht immer recht verſtanden und angewendet werde. Auch gab Teller die Hauptmomente deſſelben richtig an. Man müſſe, ſagte er, bey der richtigen Beſtimmung des Schriftſinnes vor allem auf die klaren und ausdrücklichen Ausſprüche Chriſti und der Apoſtel zurückgehen, ſodann den Jüdiſchen Sprachgebrauch berückſichtigen und endlich durch gehörige Vergleichung der Parallelſtellen die allgemeinen Begriffe zu gewinnen ſuchen. Aber, wenn Teller bey aller Richtigkeit der Theorie auf ſo wunderliche Auslegungen verfiel, daß er z. B. Epheſ. 6, 12. ſo überſetzte: »Wir haben nicht mit gemeinen Menſchen (σὰρξ κ. αἷμα) zu kämpfen, ſondern mit Obrigkeiten, mit den ungläubigen Beherrſchern des gegenwärtigen Zeitalters, mit den boshaften Menſchen in der Jüdiſchen Kirche«: ſo lag am Tage, daß die ältere Exegeſe bey aller dogmatiſchen Befangenheit doch am Ende auch hiſtoriſch die Schrift beſſer verſtand, als die neue Meiſterin, die ſich in der That weniger darauf legte, die Schrift *aus* der Schrift, als vielmehr *außer* der Schrift, d. h. nach der Analogie einer modernen natürlichen Theologie zu erklären. Planck vertheidigte das Alte nicht als ſolches, ſondern mit wiſſenſchaftlichem Ernſte ging er prüfend in das innere Weſen jenes hermeneutiſchen Kanons ein, deſſen Nothwendigkeit und Wahrheit er vollkommen anerkannte, entwickelte die darin liegenden ſpeziellen Regeln, zog vorſichtig die Grenzen, und zeigte warnend die Gefahren. Das alles geſchieht mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit und mit einem ſchon gebildeten Talent für geiſtreiche Beobachtung und eindringende Unterſuchung. Die Polemik gegen Teller iſt treffend, aber beſcheiden und mild, und obwohl die Abhandlung für den gegenwärtigen Standpunct nicht mehr genügt, ſo bleibt doch das, was überall zum Grunde liegt, ewige Wahrheit, nemlich, »daß der weſentliche Inhalt des N. T., wie er über die altteſtamentl. Schrift und die Jüdiſchen Zeitvorſtellungen hinausgeht, ſo auch

aus beyden allein nicht verstanden werden könne, und daß man ungleich sicherer gehe, in der Schrift einen tiefen Geistesreichthum, den wir mit Fleiß und Demuth erst kennen zu lernen haben, als das allbekannte Sinnen und Meinen der Menschen vorauszusetzen.« Die Abhandlung schließt mit den denkwürdigen Worten: Nemo saepe ita falletur, ut jacturam sensûs faciat notabilem, quicunque non subsidiis modo hermeneuticis, sed animo etiam devoto, erga Deum reverente ac discendae veritatis avido bene praeparatus ad explicandos sacros libros accesserit. Der Kanzler Reuß fügte nach der Sitte der Zeit ein herzliches Vale hinzu, welches wir zugleich als ein prophetisches Zeugniß über seinen Jünger nicht unterlassen können hier mitzutheilen: Arduum et eximium argumentum pro ea, qua flores, exquisitae eruditionis copia, pro eo, quo polles, ingenii et judicii acumine ita pertractasti, ut confidam, justis omnibus aequorum arbitrorum desideriis egregie a Te satisfactum. Et quam laudabile ac praeclarum illud etiam est, quod verecundiae et modestiae limites, ubi cum viro summe venerabili res Tibi fuit, numquam transiliisti. Nullum nostris praesertim his temporibus studiorum vel illustrius est, vel ad tuendam Domini ac Redemtoris nostri gloriam magis necessarium, quam illud quo excellens quaedam recte interpretandi facultas paratur. Tu igitur, amice desideratissime, persequere viam, quam adjuvante Deo tam feliciter es ingressus; praestantissimis, quas divina benignitas in Te contulit, animi ingeniique dotibus ita utere, ut uti Te Deus possit ad illustrandam et amplificandam filii sui Domini nostri gloriam, 2 Tim. 2, 20. 21. 1 Sam. 2, 30.

Planck verließ jetzt als fertiger Candidat der Theologie das Stift und die Universität, um vorschriftsmäßig vor dem Consistorium in Stuttgart sein theologisches Examen zu machen. Wie zu erwarten war, zeichnete er sich dabey so aus, und hatte in Tübingen ein so gutes Andenken hinterlassen, daß er schon im

folgenden Jahre 1775 als Repetent des theologischen Stiftes zurückgerufen wurde. Etwa zur selbigen Zeit ging sein Freund Spittler nach Göttingen, um hier unter den erlauchten Historikern der Zeit, Gatterer und Schlözer, seine historischen Studien fortzusetzen. Die Repetentenstelle, welche Planck 5 Jahre lang bekleidete, gewährte ihm außer dem Vortheile lehrend zu lernen, und sich in der praktischen Theologie zu üben, die schönste Muße zu freyen Studien. Er erzählt selbst, daß er den größten Theil dieser schönen Zeit zum freyen Umherstreifen in dem großen Felde der Gelehrsamkeit anwendete, nur daß er sich schon jetzt entschloß, die Bearbeitung der Kirchengeschichte zum Hauptgegenstande der gelehrten Beschäftigung seines künftigen Lebens zu machen. Wie diese Neigung zuerst in ihm entstand, wie sie sich allmählich ausbildete und bis zu dem besonderen Entschluß reifte, die Geschichte des Protestant. Lehrbegriffs zu schreiben, können wir nur vermuthen. Planck ist nicht ohne wahrhaft inneren Beruf, nicht ohne göttlichen Trieb Kirchenhistoriker geworden. Seine Werke haben den Stempel des Genies. Aber auch das Innerste und Eigenste bedarf mehr und weniger der äußeren Anregung. Und diese lag, wie es scheint, für Planck in dem Beyspiele und dem Umgange seines Freundes Spittler. Wie in diesem »bey der unruhigsten Lebendigkeit des Geistes, die ihm eigen war,« sich alles schneller und mächtiger bewegte, so hatte er auch schon als Jüngling auf dem Gymnasium zu Stuttgart den männlichen Entschluß gefaßt, sich der gelehrten Historie zu widmen [1]). Das historische Genie war geboren, aber die Weihe, gleichsam die Taufe gab ihm sein Lehrer Volz, damals der gelehrteste Historiker im Lande. Dieser wies ihn gleich von Anfang an zu den Quellen, und so sah man schon den sechszehnjährigen Jüngling in den Stunden der Erholung sich den Inhalt von Folianten excerpiren, vor deren bloßem Anblick manche von seinen gleich jungen Freunden erschraken. Planck, der dieß erzählt, mag zu den erschreckenden Freunden gehört haben, aber seine Zeit kam auch, wo er dassel-

[1]) Vergl. Plancks Erzählung in seiner Schrift über Spittler als Historiker. S. 18 ff.

ho that. Spittler weniger durch eigene Neigung, als durch die Umstände zum theologischen Studium bestimmt, fand zwischen seiner inneren Neigung und seinem äußeren Beruf auf eine Zeitlang die entsprechende Ausgleichung in dem Studium der Kirchengeschichte, welche gleichsam die Braut seiner Jugend wurde. Planck selbst sagt es nirgends, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß des Freundes Vorgang und Begeisterung ihn erregte und entzündete, um dieselbe geliebte Wissenschaft zu werben. Spittler kehrte im Jahre 1777 von Göttingen — ebenfalls als Repetent ins Stift zurück. Man kann sich denken, wie die beyden jungen Männer sich gegenseitig an der gemeinsamen Lieblingswissenschaft belebten und ergötzten.

Die Geschichte des Protestantischen Lehrbegriffs ist ein Werk von so umfassendem und genauem Quellenstudium, daß, da der erste Band bereits im Anfange des Jahres 1781 erschien und zwar mit der Uebersicht des Ganzen, Planck schon während seiner Repetentenjahre den Plan dazu gefaßt und die Studien angefangen haben muß.

Der Gedanke des Werkes ging fast nothwendig aus dem Bedürfnisse der Zeit hervor. Der kirchliche Lehrbegriff der Evangelischen Kirche war einmal in Frage gestellt worden. Keine Macht der Welt konnte das weitere Fragen — und Zweifeln aufhalten. Die Popularphilosophie der Zeit, die Exegese der Ernestischen, die Kritik der Semlerschen Schule, — hatten bereits angefangen, — ihr Richteramt zu verwalten, — gerecht und ungerecht. Es war vorauszusehen, daß die Angriffe immer allgemeiner, mächtiger, zerstörender werden würden. Die Zerstörung nahte dem eigentlichen Dome der Protestantischen Kirche, woran die Kunst großer Baumeister gearbeitet, worin die Väter länger als zwey Jahrhunderte sich erbauet hatten, worin der Geist Luthers und Melanchthons wohnte. Kein edler Mensch konnte dabey gleichgültig seyn. Unwillkührlich entstand die Frage nach der Geschichte des großen Baues. — Was man angriff, war zunächst die zum Theil später entstandene scholastische Gestalt des Lehrbegriffs; aber diese hing mit seiner ersten Gründung und Bildung genau zusammen. »Jede große Begebenheit ist im-

mer für die Zeitgenoſſen, auf welche ſie unmittelbar wirkt, in einen Nebel verhüllt, der ſich nur nach und nach, oft kaum nach einigen Menſchenaltern wegzieht. Und dann gehört erſt noch wenigſtens ein Menſchenalter dazu, bis ſich unſer Auge gewöhnt, das offen zu erblicken, was wir ſo lange gar nicht, oder nur durch den Nebel geſehen und in einer ganz andern Geſtalt geſehen haben [1]).« Auf der andern Seite aber lag die Entſtehungszeit des Proteſtantiſchen Lehrbegriffs ſchon zu fern, die Tradition ſeines Urſprungs war nicht mehr friſch und lebendig genug. Der Geiſt, woraus er hervorgegangen, war freylich noch vorhanden, noch wirkſam, gewährte noch ein gewiſſes inneres Verſtändniß, — aber, eben indem er ſich von neuem regte und zu neuen Reformen aufmachte, hatte er bereits andere Richtungen genommen und zu Standpuncten geführt, von denen es ohne Vermittlung einer tüchtigen Geſchichtsforſchung nicht mehr möglich war, zu einer klaren und anſchaulichen Einſicht in den Urſprung und die allmähliche Entwicklung deſſen zu gelangen, was jetzt in Frage ſtand. Dieſe Einſicht aber forderte das theologiſche Gewiſſen; ſie war nothwendig, wenn Angriff und Vertheidigung gelingen, wenn beydes zur Erkenntniß der bleibenden Wahrheit, zu neuen entſprechenden Schöpfungen des urſprünglichen Proteſtantiſchen Geiſtes führen ſollte.

Es war ein Glück, daß ein ſo edler theologiſcher Charakter, ein ſo ausgezeichnetes hiſtoriſches Talent, wie Planck, in der erſten Kraft jugendlicher Begeiſterung ſich zu dem eben ſo nothwendigen, als ſchwierigen Werke entſchloß. Scheinbar waltet in ſolchen Dingen der Zufall, — wir ſprechen von Glück. Aber wer tiefer ſchauet, kann auch hierin die Ordnung Gottes nicht verkennen, wonach jede wahre lebendige Idee in der Zeit auch immer ihr geeignetes Werkzeug, — und jedes echte Talent auch immer die entſprechende Idee und die Aufgabe findet, woran es beſtimmt iſt, ſich zu entfalten und zu verherrlichen.

Ehe wir jedoch ſehen, wie Planck die ihm gewordene Auf-

---

[1]) Worte Plancks in der Vorrede zum erſten Theile ſ. Geſchichte des Proteſt. Lehrbegr. S. VI.

gabe löſ't und dadurch ſeinen Ruhm gründet, müſſen wir ihn einen Augenblick zu litterariſchen Nebenbeſchäftigungen begleiten, welche von ſeinem eigentlichen Berufe ſehr fern, ſeinem Geiſte aber keineswegs fremd waren.

Im Jahre 1779 erſcheint bey Cruſius in Leipzig ohne Namen des Verfaſſers das Tagebuch eines neuen Ehemanns, — ein Roman in der Form eines Tagebuches, welches ein eben Verheyratheter, — eine heitere humoriſtiſche Natur — gerade an ſeinem Hochzeitstage, während die Gäſte verſammelt ſind, anfängt, »wie er es ſich ſeit ſechs Jahren vorgenommen, weil er ſeit ſechs Jahren immer gedacht hatte, ſein Hochzeitstag werde der langweiligſte in ſeinem Leben ſeyn.« Der Inhalt iſt die kurze Geſchichte eines kleinen ehelichen Mißverſtändniſſes, welches ſich eben wegen des Tagebuches, wozu der Mann ſich gleich am Morgen nach der Hochzeit zum großen Aerger ſeiner jungen Frau und des ganzen weiblichen Theiles der Familie fortſtiehlt, auf eine ſpaßhafte Weiſe anſpinnt, und eine Zeitlang fortzieht und verwickelt, bis es nach wenigen Monaten auf das befriedigendſte gelöſt und damit auch das Tagebuch geendigt wird. Das eigentliche Thema iſt der Kampf zwiſchen der weiblichen Empfindſamkeit und Empfindlichkeit, die in den Flitterwochen ihr Recht zu haben begehrt, und der männlichen Ruhe und Beſonnenheit, »welche die kleinen Pfennige der Zärtlichkeit und Nachgiebigkeit auszugeben verſchmäht«, um am Ende mit dem vollen Golde wahrer Liebe zu bezahlen. Die leichte und gewandte Darſtellung voll heiterer, witziger Wendungen gewährt bey aller Beſchränkung und proſaiſchen Neigung des Stoffes eine erheiternde Lectüre. Der Roman gehört zu dem pſychologiſchen, häuslichen Genre, welches damals in Deutſchland ſeit Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen beſonders beliebt war. Und der Verfaſſer? — Kein anderer, als unſer Planck, damals noch Repetent im Stifte zu Tübingen, der ſich in ſeinen Nebenſtunden dieſen im Stifte gewiß ſeltenen Streifzug in das Gebiet der Romanenlitteratur, — freilich incognito — erlaubte, und

ſo der Welt den künftigen ernſten Theologen noch auf eine Zeitlang verſteckte. Späterhin nannte er die Schrift wohl eine Jugendſünde, die er am Ufer des Neckar begangen habe. »Aber, fügte er hinzu, ich kann nicht ſagen, daß ich ſie ſehr bereue. Wenigſtens die alten Leute, die ſich noch daran erinnern, daß damals das leidige Siegwartsweſen unter uns im größten Schwunge war, werden ſie leicht entſchuldigen.« — Dieſer erſte Verſuch ſcheint Beyfall und Aufmunterung gefunden zu haben, denn er fühlte ſich aufgelegt, bald einen zweyten folgen zu laſſen. Im J. 1782 erſchienen angeblich in Bern, ebenfalls anonym, ſeine Briefe Jonathan Aſhleys, in Deutſchland geſchrieben und aus dem Engliſchen überſetzt. Die Vorrede ſchließt mit dem ſpottenden Scherz auf die Ueberſetzerlitteratur der Zeit, daß der Verfaſſer eigentlich nur zum Ueberſetzen aus dem Franzöſiſchen gebungen und bey dem Engliſchen nur Nothhelfer ſey, weswegen er auch zur Oſtermeſſe nicht fertig geworden. Der Roman hat eine ſehr einfache Form und Geſchichte. Ein Engländer fühlt ſich nach jahrelangen Geſchäfts- und Vergnügungsreiſen durch Deutſchland und die Schweiz von der Deutſchen Landes- und Volksart ſo angezogen, daß er beſchließt, ſich auf eine Zeitlang in einer kleinen ſüddeutſchen Reſidenzſtadt niederzulaſſen. Von hier aus theilt er ſeinem Freunde in England ſeine Erfahrungen und Anſichten von dem Deutſchen Volke und Leben mit. Die Abſicht, den Reflex des Deutſchen Lebens in der Engliſchen Denkweiſe darzuſtellen, wird nicht erreicht; der gute Engländer iſt ſchon zu Deutſch geworden. Aber die einfache Geſchichte der Reſtauration eines durch Ungewitter zerſtörten Dörfchens enthält wohlgelungene Schilderungen intereſſanter Charaktere und Situationen. Der Mittelpunct derſelben iſt der Amtmann des Dorfes, eine derbnaive, gerade und edle Natur, — wie es ſcheint, ein Lieblingscharakter des Verfaſſers. Das Ganze hält ſich in den mittleren Regionen des Lebens. Aber die loſe Form der Darſtellung erlaubt allerley Reflexionen über damalige Zuſtände und allgemeinere Angelegenheiten des Deutſchen Lebens. Es iſt die Zeit des Kaiſers Joſeph, und des erſten Auftretens Göthes, Wielands u. a. Die darauf bezügliche Darſtellung der Gering-

schätzung der höheren Stände gegen die Dichter unserer Nation, verglichen mit dem entgegengesetzten Verhältnisse bey den Engländern und Franzosen ist nicht ohne Interesse und Werth. Sie verräth den künftigen Historiker, der sich schon die Fertigkeit erworben hat, historische Zustände im Zusammenhange aufzufassen und zu beurtheilen. — Nach diesem zweyten Versuche trat aber das jugendliche Talent zur Romanschriftstellerey vor ernsthafteren Beschäftigungen ganz zurück, und scheint völlig begraben, bis es nach 40 Jahren in dem heiteren Greise wieder erwacht, aber nur zum Dienste seiner theologischen Wirksamkeit.

Unterdessen war Planck 1780 nach Stuttgart als Vicarius berufen, und dann 1781 zum Prediger und außerordentlichen Professor an der hohen Karlsschule daselbst befördert worden. Diese ehemalige Militäracademie, dieselbe, auf der Schiller seine wissenschaftliche Bildung erhielt, — war eben damals von dem Kaiser Joseph II. zu einer Universität mit drey Facultäten, einer juristischen, medicinischen und philosophischen erhoben worden, und stand jetzt, — ein seltsames, aber interessantes Gemisch von militärischer und bürgerlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Erziehungsanstalt, Gymnasial- und Universitätsunterricht, — unter dem berühmten Kanzler J. Fr. Lebret auf dem Gipfel ihres Ruhmes im In- und Auslande. An dieser Anstalt besorgte Planck außer dem sonntäglichen Gottesdienste, gemeinschaftlich mit einem Unterlehrer auch den Schulunterricht in der Religion. Solche Verhältnisse haben für den Christlichen Geistlichen immer ihre besondern Schwierigkeiten. Es fehlt uns an hinlänglichen Nachrichten über die Art, wie Planck seine Aufgabe lös'te. Von seiner Predigtweise liegt nur ein zwiefaches Zeugniß vor, eine gedruckte Rede bey dem Grabe eines an der Akademie angestellten Würtemberger Lieutenants, Namens Walters, (der in der Blüthe seines Lebens starb,) Stuttgart 1783, und seine handschriftliche Abschiedspredigt über die Epistel am 13ten Trinitatis, Gal. 3, 15—22. 1784. Beyde machen den Eindruck einer innerlich belebten, aber einfachen und ruhigen Darstellung. Das

verständig Belehrende ist die Hauptsache, das eigentlich Rednerische, lebendig Erregende, Begeisternde dagegen fremd [1]). —

[1]) Die Abschiedspredigt entwickelt zuerst in aller Kürze die in der Stelle liegenden Beweise für die Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben, und widerlegt sodann die Einwendungen, die schon ehemals die Ueberzeugung davon am längsten aufhielten oder erschwerten. Der eigentliche Abschied ist herzlich und kurz in folgende Worte gefaßt: »Es war Zweck, erster Zweck aller jener Betrachtungen, die wir nun in nicht viel weniger als 4 Jahren mit einander anzustellen hatten, uns die Hauptlehren in einem Lichte darzustellen, in dem sie vorzüglich auch unsrer Vernunft als höchst annehmungswürdig erscheinen sollten, in dem ihre Weisheit, ihre edle Einfalt, ihre treffende Richtigkeit, ihre innere ursprüngliche Anwendbarkeit uns recht anschaulich gemacht würden. Die Wahrheiten der Lehre Jesu Christi sollten uns nicht bloß zum Glauben aufgedrungen, — nicht bloß unser Herz sollte für sie eingenommen, sondern unser Verstand sollte zuerst überzeugt werden, daß es Wahrheiten und höchst wohlthätige Wahrheiten seyen, die uns zum Glauben vorgelegt wurden. So war es uns immer mehr darum zu thun, uns zu unterrichten, als zu rühren, unsere Erkenntniß aufzuklären, als Eindrücke in unser Herz zu machen, deren Dauer und Wirkungen allzu ungewiß seyn müssen, wenn sie nicht mit dem ersten verbunden waren, oder aus dem ersten entsprangen. Es war — das weiß der Allwissende, — es war überdachter Zweck, ernsthaft gewählte Art des Vortrags, der nicht bloß deßhalb gewählt wurde, weil er am leichtesten auszuführen, sondern weil er den gewissesten, für unsere Bedürfnisse angemessensten und eben dadurch bleibendsten Nutzen zu versichern schien. Allein, das weiß auch der Allwissende und das weiß er allein, — ob dieser Nutzen erfolgt ist und erfolgen wird, und das ist's, l. Fr., was jetzt in diesen Augenblicken beym Abschiede, den ich von dieser Stätte zu nehmen habe, meine Seele mit Vorstellungen erfüllt, die mehr, als nur ernsthaft sind. Es wäre möglich, daß bey den besten Absichten doch durch unsere Schuld gefehlt, — daß durch die Art des Vortrages oder durch die Art, wie wir annahmen, weniger gewirkt worden, als gewirkt werden konnte; es wäre möglich, daß vielleicht wegen dem einen und wegen dem andern zugleich gar nichts gewirkt worden, und wenn das wäre, — großer Gott! wenn es ganz fruchtlos wäre, was in mehr als 3 Jahren unter uns geredet und gehört worden ist, — wenn gar kein Saame davon im Verborgenen zurückgeblieben wäre, oder noch in Zukunft keimen und aufschießen könnte, — wenn unsere

Bey aller Schwierigkeit aber war ihm seine Stellung angenehm. Sie gewährte eine erwünschte Muße für litterärische Arbeiten; die mannigfaltigen Bildungsmittel einer glänzenden Residenz standen ihm zu Gebote; er hatte Gelegenheit zu den angenehmsten und bildungsreichsten gesellschaftlichen Verbindungen. Sein Freund Spittler hatte bereits das Vaterland verlassen, und war 1779 als Professor der Geschichte nach Göttingen gegangen. — Aber er durfte Spittlers und eines andern gleich vertrauten Universitätsfreundes, Hoffmanns, Familien als die seinigen betrachten. Hier lernte er die feinere Weltsitte, die höhere Bildung des geselligen Lebens kennen, eine Schule, — die er bey aller Treuherzigkeit und Biederkeit im Umgange nie verleugnete. Ich weiß nicht, ob er in diesem Kreise erst jetzt seine Braut, Johanna Louise Schickhardt, die Tochter eines angesehenen Mannes in Stuttgart, — kennen lernte, — oder ein früher angeknüpftes Verhältniß jetzt erst sein langersehntes Ziel erreichte, — genug, am 2ten October 1781 führte er die Braut, die treue Gefährtin bis in sein spätestes Alter, heim, und gründete so sein eigenes häusliches Leben, oder, um im Sinne des häuslichen Mannes zu sprechen, — sein häusliches Glück.

Aber gerade in derselben Zeit, wo er diesen engsten Kreis schloß, eröffnete er sich als theologischer Schriftsteller den denkbar weitesten. Schon im April 1781 erschien der erste Band seiner Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des Protestantischen Lehrbegriffs

---

Verbindung in dieser Zeit gar keine Folge auf die Ewigkeit für uns hätte, und wenn wir dann einmal wieder zusammenkämen am Tage Jesu Christi, — mit welcher Schaam wir dann vor seinem großen Richterstuhle stehen und uns selbst einander ansehen müßten, — wenn wir auch sonst noch so freudig vor ihm erscheinen könnten! Aber an dem Tage, liebste Freunde, in dem Einen liegt alles, was sich noch unter uns sagen ließe, liegt alles, was wir nicht sagen können, sondern nur fühlen müssen, — an dem Tage müssen wir wieder zusammen kommen! Gottes Segen ruhe auf diesem Hause, und die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit uns allen und bleibe mit uns allen, leite uns alle in diesem, und bewahre uns alle zum ewigen Leben! Amen.»

vom Anfang der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel, Leipzig bey S. L. Crusius. Weder der äußere Umfang noch die Art des geschichtlichen Stoffes gestattete eine schnelle Vollendung. Aber da die Vorarbeiten noch von Tübingen her sehr tüchtig waren, seine Stelle ihm Muße und die herzogliche Bibliothek in Stuttgart mit ihrer höchst schätzbaren Sammlung der seltensten Reformationsschriften einen anregenden Reichthum von Quellen gewährte, so erschien schon im J. 1783 der zweyte Theil. Die zweyte Auflage der drey ersten Bände mit eingerechnet, wurde das sechs [1]) Bände starke Werk nach fast zwanzigjähriger Arbeit 1800 vollendet.

Planck hatte mit einer schon sehr bestimmten Richtung und Reife des Geistes angefangen. Seine eigenthümliche Art der Forschung und Darstellung war schon damals so weit ausgebildet, daß er, unwesentliche Veränderungen in der Fortsetzung und der neuen Auflage der drey ersten Bände abgerechnet, — das Ganze in demselben Geiste vollendete. So ist es also jetzt schon erlaubt, den Charakter und Werth des Werkes im Ganzen genauer zu bezeichnen. Und da es unstreitig sein Hauptwerk ist, dasjenige, wodurch sein Geist sich zuerst in seiner eigenthümlichen Kraft und Bedeutung kund gab, so ist nothwendig, etwas länger dabey zu verweilen.

Die erste Erscheinung der Schrift fällt in die Zeit des Ueberganges unsrer kirchenhistorischen Litteratur zur wahren historischen Kunst, die mit Mosheim begann. Bis dahin herrschte ehrbarer Sammlerfleiß, aber ohne Plan und Kritik, mehr neugierige Forschung im Einzelnen und Kleinen, als wissenschaftliche Begründung irgend eines Ganzen. Historische Compositionen waren eben so selten, als unglücklich; im günstigsten Falle Lateinisch, aber ohne classischen Geist, fast mit geflissentlicher Abwendung von den Mustern der Römischen Geschichtschreibung. Die Betrachtungsweise war theologisch, aber in dem Grade partheyisch und polemisch. Mosheim ist anerkannt der Stifter, aber nicht der Vollender der neueren kirchenhistorischen Kunst und Wis-

[1]) Der 3te und 5te Band hat 2 Abtheilungen.

senschaft. Die Kritik mußte feiner und schärfer, die theologische Betrachtungsweise freyer und geistiger, die Composition rationeller und künstlerischer werden. — Der Fortschritt der Kritik durch Semler war ein so heftiges, fast zorniges Vordringen bis zur äußersten Grenze, wo der willkührliche Skepticismus anfängt, daß zumahl bey der Geschmacklosigkeit und Unordnung der Semlerschen Darstellung die Gefahr des Rückschritts größer schien, als der Gewinn der Anregung und der Befreyung von den Fesseln des kirchlichen und theologischen Vorurtheils. Weniger beachtet, aber sehr achtbar ist das Verdienst Cramers, des geistvollen Uebersetzers und Nachahmers Bossuets. Klopstocks Genoß in der Frühlingsschöpfung unsrer schönen Litteratur, — ist er unter den Deutschen Kirchenhistorikern der erste, der in seinen Compositionen mit dem Ernste kritischer Forschung und der erwachenden Freyheit des Protestantischen Urtheils die künstlerische Schönheit der Darstellung und Sprache im Style jener älteren Schule verbindet. An ihn schließt sich Planck unmittelbar an, weniger in bewußter Nachfolge, als im innerlich nothwendigen Fortschritt der Zeit. Gleichzeitig mit Spittler, dessen Grundriß der Geschichte der Christlichen Kirche 1782 erschien, hat er wesentlich dazu beygetragen, die Mosheimsche Epoche der neuern kirchenhistorischen Kunst zur schnellern Entwicklung zu bringen. Die Werke beyder Freunde haben wesentlich einen Character. Aber wenn auch ursprünglich Planck mehr durch Spittler bestimmt worden seyn mag, als umgekehrt, so trage ich doch kein Bedenken, Plancks Verdienst auch für die Kirchenhistorie überhaupt höher anzuschlagen. Beyde haben mit einander gemeinsam den feineren kritischen Tact, den psychologischen Pragmatismus, die Freyheit des Urtheils, das Streben nach gebildeter Darstellung. Aber Spittler ist mehr geistreich und fein, Planck mehr kräftig und wahr. Beyde lieben die historische Reflexion, aber während Spittler seinem oft sehr subjectiven und affectvollen Räsonnement die einfache, gründliche Erzählung aufopfert und auch außer dem Compendienstyl meist nur punctirt, mischt Planck in die offene Darlegung der Thatsachen seine Reflexionen nur als geistige Würze. Beyde suchen bey aller subjectiven Richtung ei-

nen höheren durch keine Parthey der Kirche und Schule beschränkten Standpunct der Betrachtung, aber während Planck das theologische Interesse und den Christlichen Charakter überall festzuhalten weiß, läßt Spittler, indem er die politische weltliche Betrachtungsweise mit der Christlichen zu vereinigen sucht, diese mehr in jener untergehen, als sie beherrschen. Plancks Werk gewährte bey allen Mängeln, die zum Theil in der Zeit lagen, eine dem Deutschen Ernste entsprechende gründliche Schule. Spittlers mehr Französische Manier gab mancherley Abwegen Vorschub und war für das jüngere Geschlecht um so gefährlicher, je glänzender sie war. Aber man darf die edle Selbstverleugnung und Bescheidenheit Spittlers nie vergessen, womit er die Vorzüge seines Freundes auf diesem Gebiete öffentlich anerkannte. »Ein Werk, sagte er [1]), über das Ganze der Kirchengeschichte, mit der feinen historischen Kunst, der edlen Mäßigung, und dem scharfen psychologischen Blicke geschrieben, wie Plancks classische Geschichte der Entstehung des Protestantischen Lehrbegriffs würde nicht nur alles, was bisher geleistet worden, weit übertreffen, sondern auch keinen weiteren Wunsch übrig lassen.« Seitdem man in der kirchenhistorischen Kunst weiter gekommen, ist man auch über das Ideal Spittlers hinausgegangen. Aber das ist unbestreitbar, daß für die besondere Geschichte der Deutschen Protestantischen Kirche Plancks Werk epochemachend ist, wie keins vor ihm und auch keins nach ihm. Die Besten vor ihm auf diesem Gebiete, wie Seckendorf und Salig, hatten mehr gesammelt, als verarbeitet. Planck versuchte zum ersten Male eine pragmatische und unpartheyische Geschichte der Reformation und des Lutherischen Lehrbegriffs. Dieß ist ihm meisterhaft gelungen. Keine andere Protestantische Kirche hat über ihren Ursprung ein ähnliches Werk aufzuweisen.

Planck verdankt seinen sammelnden Vorgängern viel, aber indem er planmäßiger und kritischer die Quellen aufsuchte und aussuchte, hat er das Quellengebiet der Deutschen Reformationsgeschichte zugleich erweitert, geordnet und gesichtet. Er selbst

[1]) S. Spittlers Grundriß der Geschichte der Christl. Kirche. S. 15.

schlägt es nicht sehr hoch an, weil es sich freylich von selbst versteht, — aber es bleibt immer ein Hauptverdienst seines Werkes, daß es durchgehends aus einem frischen und reinen Quellenbade hervorgegangen ist. Nirgends vermißt man die unmittelbare Anschauung und kritische Behandlung der Quellen. Auch die entlegensten und unerfreulichsten, wie die Menge der geschmacklosesten Streitschriften, scheuet er nicht. Und, wie er auch den bekannteren neue historische Momente abzugewinnen weiß, so versteht er die Kunst, selbst die langweiligsten und ärgerlichsten mit heiterem Interesse und erheiterndem Witze zu behandeln. In dieser Hinsicht dürfen besonders die Noten nicht unbeachtet bleiben, die wie ein kunstreicher Rahmen das Ganze umfassen, reich an feinen kritischen Urtheilen und litterarischen Bemerkungen, aus denen der Leser immer zugleich individuell belebende Züge für das Gemählde im Ganzen gewinnt.

Der Verf. hatte, wie er in der Vorrede zum ersten Theile sagt, die Absicht, das ganze Werk der Reformation unter den einen Gesichtspunct der Geschichte des Lehrbegriffs zu bringen. Aber, wenn er je länger je mehr anfing, die Reformationsgeschichte bis zum Religionsfrieden in ihrem ganzen Verlaufe darzustellen und auch die äußeren kirchlichen und politischen Entwickelungsmomente aufzunehmen, so zeugt dieß nur von der Gewandtheit und Geübtheit seines Geistes, bey aller Herrschaft über den Stoff, doch auch demselben, wo es die historische Wahrheit verlangt, zu folgen. Jenes Verwachsenseyn aller Lebenselemente in der Entstehungsepoche der Reformation beruhet auf einem nothwendigen Gesetze der Geschichte, und es wäre ein Fehler gewesen, es nicht zu beobachten. Das Werk zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, von denen die erste den besonderen Titel der Geschichte der Protestantischen Kirche, die zweyte den der Geschichte der Protestantischen Theologie führt. In der ersten sieht man, wie aus der Reformation des gesammten kirchlichen Lebens der Protestantische Lehrbegriff als ihr innerster Haltpunct allmählig hervorgeht, wie er im Kampfe mit dem mittelalterlich katholischen seine Grundlagen, seine allgemeinen Principien gewinnt und in der Augsburgischen Confession feststellt, und so die

neue Kirche mit ihrem unterscheidenden Dogma und ihrer eigenthümlichen Theologie sich constituirt. In der zweyten dagegen entfaltet sich aus den gegebenen Bedingungen des Grunddogmas der Kirche und Theologie der orthodoxe Lehrbegriff in Beziehung auf die inneren Gegensätze der Kirche und Schule, welche im Streit der Partheyen immer mannigfaltiger und verwickelter werden, bis endlich die Concordienformel wenigstens theilweise einen Abschluß und einen freylich nur kurzen Waffenstillstand gewährt. So sind also Kirche und Theologie allerdings die beyden Factoren des Lehrbegriffs. Aber wenigstens der Titel der zweyten Abtheilung ist nicht ganz entsprechend, da sie weniger eine Geschichte der Lutherischen Theologie überhaupt, als des kirchlichen Lehrbegriffs enthält. Es war der Zeit nicht gegeben, die gegenseitige Verschiedenheit und Beziehung zwischen Kirche und Theologie scharf und richtig aufzufassen, die wahre Bedeutung des Lehrbegriffs, sein Verhältniß zum Dogma, seine wesentlichen Bedingungen und Entwicklungsmomente in der Kirche und Theologie zu begreifen und darzustellen. An diesem Mangel leidet Plancks Werk. Man ahnet mehr hinter dem Vorhang der äußeren Erscheinungen die innere Entstehung des Lehrbegriffs. Bey aller Vollständigkeit der äußeren Anschauung, bey aller Feinheit des dogmatischen Verstandes, der die verborgensten Unterschiede der dogmatischen Formeln empfindet, und die innersten Entwickelungsknoten des Dogmas zu erkennen vermag, bey aller Schärfe der psychologischen Observation über die subjective Entstehungsweise der verschiedenen Richtungen und die feineren Wendungen der theologischen Disputation gelingt es dem trefflichen Werke doch nicht, in das innere Getriebe des Nothwendigen und Zufälligen, des Objectiven und individuell Persönlichen, des allgemein Protestantischen und des Nationellkirchlichen, des Naturgemäßen und Kräftigen, des Willkührlichen und Ungesunden, woraus der orthodoxe Lehrbegriff hervorgegangen ist, anschaulich zu machen. Die subjective, persönliche Seite der Entwicklung, der Schatten der Leidenschaften und Irrsale ist zu stark hervorgehoben, und man vermißt nicht selten den objectiven Pragmatismus der Idee, der Sache selbst. Ueberhaupt verstand Planck

mehr die Kunst, zu zeigen, wie die handelnden Personen frey die Idee der Reformation in sich gestalteten, und auch wohl entstellten, als wie diese Idee sich, zum Beyspiel in Luther, ihre für die Zeit entsprechenden Werkzeuge bildete. Es fehlt diese Seite nicht ganz. Aber Planck erkennt nicht genug an, daß die Persönlichkeiten mit ihren Tugenden und Fehlern, ihren Leidenschaften, Stimmungen und Berechnungen doch immer nur untergeordnete und einzelne Momente in der zeitlichen Entwicklung der historischen Idee sind. Liegt nun in der gehörigen Vereinigung beyder Betrachtungsweisen, der objectiven und psychologischen, die volle Wahrheit, so müssen wir allerdings sagen, daß Plancks Werk nach der einen Seite hin mangelhaft ist. Er hält uns oft mehr als schadlos durch die oft überraschende Feinheit und Wahrheit der psychologischen Beobachtung in der biographischen Charakteristik, worin er überhaupt Meister ist. Man wird in der Regel befriedigt durch die eben so ernste, als milde sittliche Beurtheilung und fühlt sich nicht selten am rechten Orte gehoben und erbauet durch die andächtige Hinweisung auf den Finger der göttlichen Providenz. Aber die psychologische Beobachtung streift nicht selten an reine Vermuthung; sie beruhet oft mehr auf geistreichen Combinationen und subjectiven Totaleindrücken, die der Verfasser empfangen hat, als auf offenen historischen Zeugnissen [1]). Bey aller Weisheit und Bildung des

[1]) Ich weiß nicht, ob es Spittler ist, der in den Götting. G. A. 1781. S. 758. bey der Anzeige des ersten Bandes bey aller Anerkennung des classischen Werthes die Leser fragt, »ob sie nicht bisweilen mit dem Rec. die dunkle Empfindung bey sich wahrnähmen, daß in einigen Stellen zu viel in die Seele der guten Alten hineinräsonnirt sey.« Und doch tadelt der Rec., daß der Verf. z. B. auf das Temperament Luthers nicht genug Rücksicht genommen habe. Derselbe aber sagt in der Anzeige des zweyten Bandes G. G. A. 1784. S. 477.: »Oft hat uns in Ansehung der meist vortrefflich entwickelten Beweggründe der handelnden Personen der Gedanke beunruhigt, ob nicht unvermeidlich Erschleichungen hier vorgehen müßten, die, so aufmerksam und wahrheitsliebend auch der Verf. ist, am Ende doch einen ganz falschen Schimmer und Schatten auf die Begebenheiten selbst werfen. Wie oft entdeckt nicht der Mensch erst nach genommener und vollbrachter Entschließung, was für Gründe ihn billigst zu dieser Entschließung

ſittlichen Urtheils entſteht doch, weil der Maaßſtab mehr die neuere Zeit und des Verfaſſers eigene, edle Geſinnung und Art iſt, hie und da der Schein einer gewiſſen Partheylichkeit gegen die gewaltigen Naturen jener Zeit und gegen die unvermeidliche Heftigkeit des erſten Kampfes um die evangeliſche Wahrheit und Freyheit auf Leben und Tod. Unſer Geſchichtſchreiber kann es zu wenig verbergen, daß ihm der milde mäßige Melanchthon, der feine, geiſtreiche Erasmus näher ſtehen, als der gewaltſame, rückſichtsloſe Luther. Bey dem allen verleugnet er den echten Proteſtanten nirgends, und von der modernen objectiven Neutralität und indifferentiſtiſchen Farbloſigkeit hat er keine Faſer. Planck betrachtet die Reformation als ein eben ſo menſchlich gewirktes, als göttlich gegründetes Werk. Mit edlem Vertrauen auf ihre innere und bleibende Wahrheit und ihr ewiges Recht und ihren göttlichen Grund ſcheuet er ſich nicht, ihre zeitlichen Mängel und Unvollkommenheiten, die Fehler, Mißgriffe und Uebergriffe der Reformatoren aufzudecken und das Recht und das Gute auf der entgegengeſetzten Seite, wo er es findet, neidlos anzuerkennen. So hat er uns zuerſt eine »aufrichtige« unpartheyiſche Geſchichte der Reformation gelehrt. Der Proteſtantiſche Geiſt war bereits ſo weit erſtarkt, freylich zum Theil erſt durch Plancks geſchichtliche Darſtellung, daß er dieſe Unpartheylichkeit gern ertrug, ja immer mehr lieb gewann, und dem edlen Geſchichtſchreiber die liebevolle Anerkennung, die ihm eben deßwegen ſein Werk auch in der katholiſchen Kirche bleibend erwarb, nicht mißgönnte. Und wenn in unſrer Kirche ſeitdem die reformatoriſchen Bewegungen freyer und kräftiger geworden ſind, ſo verdanken ſie dieß zum Theil der ſcharfen Zerſtörung des hiſtoriſchen Aberglaubens, die um ſo mehr als ein glänzendes Verdienſt Plancks in ſeinem Werke gerühmt werden muß, da er we-

---

bringen konnten, und wie mancher macht dieſe Entdeckung auch nicht einmal nachher; der erſte Entſchluß iſt oft Wirkung eines Beweggrundes, deſſen geringes Gewicht wir bald nachher ſelbſt einſehen, oder unphiloſophiſch zu reden, ein Werk des Zufalles. Jede pſychologiſch räſonnirende Geſchichte verliert höchſt wahrſcheinlich an Wahrheit, je mehr ſie ganz in's Einzelne geht.« —

nigſtens nicht Schuld iſt, wenn ein Theil derjenigen, welche den alten Bau abbrachen, auch das Bleibende und den Grund mit antaſteten. Von jener ſeltſamen Rede, die kürzlich unter uns verlautete, »daß der menſchliche Geiſt auf der zeitlichen Stufe ſeines Daſeyns das Weſen der göttlichen Dinge nicht zu erkennen vermöge, daß er durch die in der Offenbarung gegebenen Erſcheinungsformen derſelben nur für eine dereinſtige Erkenntniß vorbereitet und dabey an eine höhere gottverwandte Geſinnung und Handlungsweiſe gewöhnt werden ſolle, daß von dieſem allein wahren Sinn der Offenbarung, von dem ſchon Paulus rede, die Reformatoren nichts gewußt, und daß überhaupt nicht der Deutſchen Theologie, ſondern der Deutſchen Philoſophie das Verdienſt gebühre, darauf zurückgewieſen zu haben«, — von dieſer vornehmen Verzweiflung an aller Wahrheit im Inhalt und Dogma der Reformation, — wodurch die wahre Reformation der Kirche von Luther auf Kant, von der Theologie und Kirche auf die Kantiſche Philoſophie und Schule übergetragen wird, wußte Planck zu ſeiner Zeit nichts, obwohl er ſo gut, wie die Neueren, begriff, daß Luther und Melanchthon die Reformation nicht vollendet, ſondern nur angefangen haben.

Die Darſtellung Plancks erfreuet durch Anſchaulichkeit und Lebendigkeit, durch würdige Ruhe und Einfachheit, welche durch geiſtvolle, witzige, heitere Wendungen angenehm belebt wird. Von der neueren zierlichen, ſpitzen und geglätteten Manier nahm er auch in den ſpäteren Theilen des Werkes nichts an. Seine Sprache iſt edel, theilweiſe kräftig ſich erhebend und picant. Die Eigenthümlichkeit ſeines Styles — weitſchweifige rhetoriſche Windung der Perioden — iſt ſchon vorhanden, — aber mit wahrer Eigenthümlichkeit aus der älteren Rhetorik herübergenommen, — und ohne alle Ziererey nicht ſtörend. Und ſo darf uns bey allen Mängeln des Werkes, welche die jetzige Zeit an der früheren leichter entdecken, als die eigenen vermeiden kann, nichts abhalten, demſelben den Werth des Claſſiſchen nicht bloß für ſeine Zeit zuzuerkennen, ſondern es als ein ruhmwürdiges Nationalwerk für immer lieb zu behalten. Fand es auch, — wie Adolph Menzel klagt, bey ſeinem erſten Erſcheinen keine eigentlich natio-

nale Beachtung, vielleicht, wie er sagt, weil es nach dem Titel für ein bloß theologisches gehalten wurde, und damals keine allgemeine Theilnahme an gediegenen Werken dieses Faches vorhanden war, — so ist doch eben wegen seiner Gediegenheit seine Wirksamkeit nicht auf die Zeit seiner ersten Erscheinung beschränkt, und unsere Nation wird hoffentlich nie vergessen, daß Planck der erste wahre und gründliche Geschichtschreiber ihrer Reformation ist.

Planck gehört nicht zu denen, welche mehr eigenwillig, als freywillig ihren Lebensgang bestimmen. Es ist ein charakteristischer Zug in ihm, daß er bey aller Bestimmtheit seiner geistigen Richtung mehr die Fügungen und Ordnungen der göttlichen Provideńz in Beziehung auf seinen Beruf abwartete und ihnen folgte, als forderte und willkührlich voranging. Er dachte so ohne alle Ziererey und sentimentale Affectation. — Seine Gelehrsamkeit bestimmte ihn, wenn irgend wen, zur Akademischen Wirksamkeit. Aber wie er fern war von dem Wahne, als sey die theologische Gelehrsamkeit eben nur ein Eigenthum der Akademie, so hielt er sich auch fern von allem eigenwilligen Eindrängen in den Akademischen Beruf. Der Predigerberuf war ihm lieb und theuer, und wenn Gott es so geordnet hätte, Planck wäre eben so gern bis an sein Ende Prediger geblieben. Er hat uns in dieser Hinsicht noch gegen das Ende seines Lebens ein Geständniß gethan, das, wie es zu den rührendsten und edelsten gehört, so auch ganz besonders dazu geeignet ist, seine Denkart und Handlungsweise in der bedeutendsten Epoche seines Lebens, bey der wir jetzt stehen, in ihrem wahren Lichte zu zeigen.

»Seitdem ich mir, sagt er in der Vorrede zu dem ersten Amtsjahr des Pfarrers von S., — meines geistigen Lebens mit Klarheit bewußt bin, hat für mich der Beruf des christlichen Volkslehrers und besonders des Landpredigers die höchste Würde und zugleich nach mehreren andern Beziehungen soviel Anziehendes gehabt, daß er eine geraume Zeit hindurch das Ziel meines Strebens und meiner Wünsche wurde. Glücklicher Weise wurde es mir eben so bald höchst lebendig fühlbar, wie unaussprechlich

viel es für die Ruhe meines ganzen Lebens und selbst für die gehörige Erfüllung dieses Berufs austragen müßte, die vollste Gewißheit der göttlichen Bestimmung dazu zu haben und sie beständig in meiner Seele zu erhalten; denn dieß machte mir die Enthaltsamkeit, mit der ich mir jedes eigenwillige Eindrängen darein verwehren zu müssen glaubte, und die Resignation leichter, mit welcher ich meine Wünsche danach aufgab, als ich aus ihrem Mißlingen wie aus andern Umständen die keinem Zweifel Raum lassende Ueberzeugung schöpfen mußte, daß mir die Vorsehung einen andern Lebensgang und einen andern Wirkungskreis angewiesen habe. Aber jetzt noch nach mehr als 40 Jahren, die ich nunmehr für diesen andern Beruf gelebt habe, lebt es mir bey den Empfindungen des beschämtesten und demüthigsten Dankes gegen Gott, womit ich auf diese 40 Jahre und auf den Weg, den er mich darin geführt hat, zurücksehe, — lebt es mir jetzt noch in der frischesten Erinnerung, daß ich mit viel weniger Muth und viel weniger Freude, mit viel sorglicheren Ahnungen und weit schwererem Herzen in diesen Beruf eintrat, als ich in jenen eingetreten seyn würde. Deswegen hat sich auch in dieser Zeit weder meine Ansicht von der hohen Würde des christlichen Volkslehrers noch mein Urtheil von dem Belohnenden seines Berufs verändert; vielmehr haben Alter und Erfahrung oder eine ausgebreitetere und reifere Menschen- und Volkskenntniß jene für mich nur klarer und dieses gewisser gemacht. —«

Die göttliche Fügung aber, wodurch unserem Planck ein neuer Lebensgang und Wirkungskreis angewiesen wurde, ist diese:

Die beyden ersten Bände seines Werkes waren erschienen und hatten für das kirchenhistorische Talent des jungen Mannes überall Aufmerksamkeit, Achtung und große Hoffnung erregt, als es sich fügte, daß der berühmte Veteran unter den damahligen Kirchenhistorikern, Chrst. Wilh. Franz Walch, Professor primarius der theolog. Facultät zu Göttingen, im März 1784 starb. — Göttingen hat seit seiner Stiftung den Ruhm behauptet, die ausgezeichnetsten Kirchenhistoriker zu besitzen. Mosheim gründete diesen Ruhm, Walch erhielt und vermehrte ihn. Ne-

den Walch glänzte seit 1779 auch in kirchen- und dogmenhistorischen Vorlesungen Spittler, und so wurde die Lücke, die durch Walchs Tod entstand, unmittelbar um so weniger gefühlt, da Spittler durch den Reiz seiner Akadem. Vorträge eine große Zuhörerschaft fesselte. Aber, wie Spittler immer mehr von der Theologie sich zurückzog und sich der politischen Geschichte zuwendete, so sah er es nicht nur gern, sondern besonders er scheint es, nachdem soviel ich weiß Knapp in Halle den Ruf abgelehnt hatte, mit Eifer betrieben zu haben, daß Planck an Walchs Stelle berufen wurde. Planck folgte dem ehrenvollen Rufe, der ihn nicht nur mit dem gleichgesinnten Freunde wieder vereinigte, sondern auch seinem Talente und Streben den angemessensten Wirkungskreis eröffnete. Der Universität aber gereichte es zum Glück und bleibenden Ruhme, einen Mann gewonnen zu haben, der fast ein halbes Jahrhundert zu ihren glänzendsten Zierden gehörte. — Planck verließ Stuttgart, nachdem er noch kurz vorher das sehr geachtete Werk eines ihm befreundeten Mannes, nemlich Fuchs Bibliothek der Kirchenversammlungen des 4ten und 5ten Jahrhunderts, nach dessen Tode vollendet hatte. Er trat im Herbste 1784 sein neues Amt in Göttingen an, als dritter Professor der Facultät, neben Leß und Miller, der innern Bedeutung nach aber gleich von Anfang an der erste. Der treffliche Koppe hatte um dieselbe Zeit Göttingen verlassen und war einem Rufe nach Gotha als Generalsuperintendent gefolgt. Schleusner kam als außerordentl. Professor etwas später, ebenso Tychsen und Sextroh; diese drey fingen aber damals eben erst an, sich einen Namen zu machen. Noch glänzte der alternde Ruhm von J. D. Michaelis. Aber das wahrhaft frische, neuesschaffende Element in der Theologie war Planck, der recht eigentlich dazu bestimmt schien, die Universität durch die revolutionäre Periode in der Kirche und Theologie, welche eben damals begann, mit weiser Mäßigung und gerechter Theilung zwischen dem Alten und Neuen, gleichsam als das personifizirte kirchenhistorische Gewissen, bis zur jetzigen Periode glücklich hindurch zu führen. — Es giebt auch zwischen Gemeinschaften und Individuen gewisse Wahlverwandtschaften. Eine solche finde ich zwischen Planck und

unſrer Univerſität. Die Charakteriſtik ſolcher geiſtigen Gemeinweſen hat ihre Schwierigkeit. Aber Göttingen hatte von Anfang an einen ſehr beſtimmten Charakter und iſt demſelben bis auf die neueſte Zeit treu geblieben. Zeichnen ſich andere Univerſitäten aus durch eingreifende philoſophiſche Bewegungen, ſpeculative Richtungen, raſche Uebergänge: ſo war in Göttingen von jeher die hiſtoriſche Betrachtung und Forſchung überwiegend; man vermied gern ſchroffe Gegenſätze und heftige Uebergänge, und liebte ein zögerndes beſonnenes Eingehen in die neuen Richtungen der Zeit. Bey dem allen hat es der Univerſität nie an ſchöpferiſchen Genien gefehlt und manche neue Richtung in der Wiſſenſchaft iſt von hier ausgegangen, oft ſtill und ohne großes Aufſehen. Denſelben Charakter hatte Planck. Er brachte ihn mit und bildete ihn in der entſprechenden Gemeinſchaft immer beſtimmter aus. Aber dieſer Aſſimilationsproceß war gegenſeitig. Plancks eigenthümliche Art hat weſentlich dazu beygetragen, Göttingen in ſeiner charakteriſtiſchen Art zu erhalten. Dadurch iſt beyden freylich der Ruhm Aufſehn machender Erregungen und Umwälzungen entgangen. Aber das unzweydeutige Verdienſt edelruhiger Wirkſamkeit und naturgemäßer Bildung der Jugend ohne alle Verſchrobenheit wird die Nation beyden nie vergeſſen. —

Spittler hatte mit echtem Freundesſinn durch ſein Anſehn dafür geſorgt, daß dem Fremdling die günſtigſte Erwartung der Collegen und der Akademiſchen Jugend entgegenkam. Er überließ dem Freunde die Kirchen- und Dogmengeſchichte ganz. Selten wird man ein ſo inniges Verhältniß auf der Akademie finden. Plank fuhr in ſeiner erſten kirchenhiſtoriſchen Vorleſung gleich da fort, wo Spittler ſtehen geblieben war. Deſto größer war freylich die Aufgabe, den erregten Erwartungen und ſo ausgezeichneten Vorgängern wie Walch und Spittler zu entſprechen. Man kann viel wiſſen, ein ausgezeichneter Schriftſteller ſeyn, aber der Akademiſche Vortrag und Beyfall hat ſeine eigenen Schwierigkeiten und Bedingungen. Planck fing mit drey Vorleſungen an, der Dogmatik, dem zweyten Theile der Kirchengeſchichte vom

11ten Jahrhundert an, und einer Einleitung in die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche. Von diesen war noch keine ganz ausgearbeitet. Aber rüstig und guter Dinge, wie er war, frisch auf alle Morgen, damals um 4 Uhr, überwand er auch die Schwierigkeit des Anfangs. Und obgleich er auch wohl in früheren Jahren die glänzende Gabe des Vortrags, wodurch Spittler sich auszeichnete, nicht hatte, so gelang es ihm doch von Anfang an, sich ein großes und treuergebenes Auditorium zu sammeln und zu bewahren [1]). Ich habe ihn im Jahre 1812 und 1813 gehört, in einer Zeit, wo er, obschon ein Sechsziger, doch noch die volle Frische und Lebhaftigkeit des Geistes hatte. Er gehörte zu den festhaltigen Männern, welche sich früh eine bestimmte Art bilden und diese nicht leicht verlassen oder ändern. Indem ich es also versuche, den Eindruck zu schildern, den sein Vortrag, seine Lehrweise damals auf mich gemacht hat, werden, wofern ich nur ein richtiges Bild gebe, — wohl auch die früheren Zuhörer es entsprechend finden.

Zuerst fesselte einen Jeden von uns, wenn er unmittelbar aus seiner Studierstube neben dem Auditorium auf die Kathedra dicht an der Thür hervortrat, seine ehrwürdige, edel ernste Gestalt. Sein würdevoller Anstand, ohne alle Priesterlichkeit und gelehrten Stolz, gebot Achtung und noch größere Ruhe, als zuvor herrschte. Er fing etwas leise an zu reden, nach und nach aber gewann seine Stimme die Kraft, daß man ihn überall im ziemlich großen Auditorium verstehen konnte. Sein Schwäbischer Dialect, den er

---

[1]) Aus seinen Zuhörerlisten ergiebt sich, daß die Anzahl seiner Zuhörer in den ersten und letzten Jahren die stärkste war. In den mittleren Jahren von 1801 bis etwa 1805 war sie am schwächsten. Dieß war kein Schwanken seines Beyfalls, sondern lag in der verringerten Frequenz der theol. Facultät in jenen Jahren. Interessant ist mir gewesen, daß im J. 1787 u. 1788 ein Schwedischer Graf von Schwerin Kirchengeschichte und Dogmatik privatissime bey ihm hörte. Auch Katholiken hörten bey ihm in den achtziger Jahren, darunter ist der nachher durch seine polemische Zeitschrift berühmt gewordene Mastiaux. — Zu seinen ersten Zuhörern gehörten der nachherige Bischof Münter, E. R. Wiggers in Rostock und unser Herr Hofrath Heeren.

nur wenig gemildert hatte, ſtörte Anfangs beſonders den Niederſachſen und hatte für dieſen beſonders in fremden und ſeltenen Namen einzelnes Unverſtändliche. Dazu kam ſtellenweiſe ein gewiſſes Ringen des etwas ſchwierigen Organs, beſonders im Anfang der Sätze. Aber man gewöhnte ſich bald und rechnete dieß zu den erheiternden Eigenthümlichkeiten, die der Student gern auffaßt und ſcherzhaft nachbildet. Er ſprach aus einem Hefte, worin ſein Vortrag ſo viel ich weiß, wörtlich concipirt war, vielleicht einige Uebergangsformeln ausgenommen. Dabey aber hatte er eine gewiſſe Freyheit. Er ſah und ſprach frey in das Auditorium hinein, und nur ſelten heftete er vorübergehend ſeinen Blick auf das Papier. Er dictirte nicht, ſprach aber in einem ſo gemäßigten Tempo, daß jeder einigermaßen Geübte wörtlich nachſchreiben konnte. Bey aller Neigung ſeines Styles zur Weitſchweifigkeit und allem Beſtreben, auch dem Anfänger deutlich zu werden, verſtand er doch, den geſchichtlichen Stoff geiſtvoll zuſammenzufaſſen und ihn durch Hervorhebung des Wichtigſten überſichtlich zu machen. Man wurde auch bloß zuhörend angenehm gefeſſelt durch die Gründlichkeit der Sachen, die er vortrug, durch die lichte Ordnung, Beſtimmtheit und Klarheit ſeiner Gedanken, die Eigenthümlichkeit ſeiner Anſichten, — die auch da noch nicht fehlte, als vieles davon ſchon Gemeingut geworden war, — durch den Ernſt und die Milde ſeines Urtheils, auch wo er mit Aergerlichem und Widerwärtigem zu thun hatte, durch die geiſtvollen, zuweilen faſt ſchalkhaften Wendungen und Beziehungen, mit denen er die Starrheit des Stoffes zu erweichen und die Hörer zu erheitern ſuchte. Niemals aber habe ich ein unſchönes Wort aus ſeinem Munde gehört. Der theologiſche Ernſt und Anſtand beherrſchten auch den Witz, den er ſich erlaubte, und geſtatteten den Zuhörern ſelten mehr, als ein leiſes Lächeln. Man gewöhnte ſich bey ihm an ein ruhiges vielſeitiges Nachdenken und an die Arbeit der Forſchung. Beſonders Erregendes, Fortreißendes, Begeiſterndes hatte ſein Vortrag nicht. Er dämpfte eher das raſche Zufahren und Entſcheiden des jugendlichen Gemüthes durch männliches Zweifeln und Abwägen nach allen Seiten; er liebte mehr auch bey großen Erſcheinun-

gen der Geſchichte den Zuhörer zu entwundern, als Bewunderung zu erregen, und obwohl er niemals das Große verkleinerte und herabwürdigte, ſondern eher rechtfertigte, ſo war er doch gern darauf aus, Bilder der Vergangenheit, die in der Ferne und Höhe Staunen erregen, etwas näher zu bringen und niedriger zu hängen, daß die dunkle Vorliebe und Bewunderung allmählig der unbefangenen Betrachtung wich. Aber es fehlte ſeinen Vorleſungen nicht an erhebenden und bewegenden Stellen, beſonders, wenn er der verkannten und zu ihrer Zeit verfolgten Unſchuld und Tüchtigkeit ſich annahm, oder den verborgenen Gang der göttlichen Providenz in der planmäßigen Entwicklung der Begebenheiten aufdeckte, oder auf den Höhepuncten der Geſchichte in der Gegenwart einen prophetiſchen Blick in die Zukunft warf. Ich erinnere mich des großen Eindrucks, den es auf mich und meine Commilitonen machte, als er im Sommer 1812 am Schluſſe der neueren Geſchichte der katholiſchen Kirche weiſſagend ſich erhob, und nachdem er gezeigt hatte, wie durch die Franzöſiſche Revolution und Napoleon die kathol. Kirche mit dem Papſtthum ſo gut wie vernichtet ſey, die merkwürdigen Worte ausſprach: »Alles aber, was in dieſer Hinſicht geſchehen iſt, wird nur ſo lange in Kraft bleiben, als die Franzöſiſche Weltherrſchaft dauert; ſollte dieſe geſtürzt werden, ſo iſt nicht zweifelhaft, daß die Folge davon die Wiederherſtellung und der erneuerte Glanz des Katholicismus und des Papſtthumes ſeyn wird; dazu werden tauſend Umſtände wirken, die im Zeitgeiſt liegen und es iſt wahrſcheinlich, daß er dieſelben benutzen wird.« Eben ſo werde ich ſein letztes Wort, womit er die neuere Geſchichte der beyden evangeliſchen Kirchen ſchloß, nie vergeſſen, wie er die frohe Hoffnung ausſprach, »daß ſich zunächſt von Deutſchland aus ein immer mehr einigender und reinigender Geiſt über beyde Kirchen verbreiten werde, daß aber in dieſer Hoffnung für jeden ein Sporn liege, nach dieſem Ziele mit vereinten Kräften zu ſtreben.«

Dieſe Schilderung gilt vorzugsweiſe von ſeinen kirchen- und dogmenhiſtoriſchen Vorleſungen. Nur dieſe und ſeine hiſtoriſche und vergleichende Darſtellung der dogmatiſchen Syſteme unſrer

christlichen Hauptpartheyen habe ich gehört. Die Kirchengeschichte trug er anfangs in zwey Abtheilungen vor; aber in der Zeit, wo ich ihn hörte, hatte er längst angefangen, die ältere bis auf Gregor den Großen, die mittlere bis auf die Reformation, die er bis 1555 als Schluß der reformatorischen Bewegungen des Mittelalters darstellte, und die neuere, seit 1555, in drey verschiedenen Vorlesungen vorzutragen. So entstand bey größerer Entfaltung des Stoffes mehr Anschaulichkeit und auch wahre Einsicht. Er las abwechselnd mit der vergleichenden Darstellung und der Dogmengeschichte die Christliche Dogmatik, und noch zu meiner Zeit bisweilen täglich ein drittes Collegium, die theologische Encyclopädie und Methodologie. In früheren Jahren 1790 und 1791 verstand er sich einige Male dazu, besonders für Juristen die Geschichte der kirchlichen Verfassung, der kirchlichen Regierung und des Kirchenrechts, besonders in Hinsicht auf die Deutsche Kirche, zu lesen. Aber ob das juristische Studium des Canonischen Rechtes damals eben nicht sehr aufgelegt war zur Kirchengeschichte, genug, Planck unterließ diese Vorlesung sehr bald wieder, weil sie kein entsprechendes Interesse fand. Noch etwas früher ließ er sich auch wohl darauf ein, ein dogmatisches Examinatorium und Disputatorium zu halten. Aber, wie es überhaupt wohl nicht seine Art war, sich auf die Weise mit den Studierenden einzulassen, so scheint er späterhin zu dieser Art von Akademischer Thätigkeit, die freylich auch nicht jedermanns Sache ist, die Lust verloren zu haben. Seine unmittelbare wissenschaftliche Wirksamkeit unter der Akademischen Jugend — blieb überwiegend auf seine Vorlesungen beschränkt. Aber er war für größere Annäherung nicht unzugänglich, und zu wissenschaftlichem Rath und That gern bereit. — Die ihm besonders Empfohlenen nahm er freundlich und gastlich bey sich auf, auch in den engeren Kreis seiner Familie. Aber, wie er in dem geselligen Leben überhaupt mehr den leichten, heitern Ton der Unterhaltung liebte, so ließ er sich auch nicht leicht in anregende wissenschaftliche Gespräche ein. Er wurde nach alter guter Göttinger Sitte von einem Theile seiner Zuhörer sonntäglich besucht; aber es lag wohl eben so sehr an ihm, als an der Kürze und

Förmlichkeit dieſer Beſuchsweiſe, daß man dabey ſelten mehr von ihm hörte, als freundliche Fragen und Antworten über das Perſönliche, und Bemerkungen über Dinge des Tages, in denen das Geſpräch leichter abbrach, als ſich fortſetzte. — Wer aber mit wiſſenſchaftlichem Bedürfniß zu ihm kam, dem that er gern Beſcheid, freylich am liebſten mit kurzer Rede. Mir iſt's unvergeßlich, mit welcher Freundlichkeit er mich aufnahm, als ich von dem ſeligen Dr. Knapp in Halle beſonders empfohlen zu ihm kam. Wie ich nach einiger Zeit wagte, ihm durch eine kleine Abhandlung über den Pragmatismus in der Kirchengeſchichte näher zu kommen, war es ihm nicht genug, mir herablaſſend freundlich zu antworten, warnend zugleich vor der falſchen Richtung der Jugend zu allgemeinen Räſonnements und hinweiſend auf den alleinigen Grund alles wahren Pragmatismus in dem Studium der Quellen, — er machte mir auch zur Aufmunterung als eine tessera hospitalis, wie er es nannte, ſeine eben erſchienene neue Ausgabe von Spittlers Kirchengeſchichte zum Geſchenk. Späterhin hatte ich ihm noch Anderes und Größeres zu danken. — Und ſo giebt es gewiß viele weit und breit, welche in ihrer Studienzeit ſeine hülfreiche Liebe auf die mannigfaltigſte Art erfahren haben. — Seine wohlwollende Gutmüthigkeit ließ ſich auch durch Mißbrauch und Undank nicht ſtören. —

Wo wiſſenſchaftliche und ſittliche Würde, Geiſt und Gelehrſamkeit, gelehrter Ruhm und herablaſſende Beſcheidenheit, öffentliche Unbeſcholtenheit und häusliche Reinheit ſich auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe vereinigen, da iſt der Eindruck des Akademiſchen Lehrers auf die jugendlichen Gemüther unfehlbar; auch die entfernteren und unempfänglicheren können ſich nicht entziehen. Ich habe keinen Akademiſchen Lehrer gekannt, zu dem die Liebe und Verehrung der Jugend ſo allgemein war und unwandelbar, wie zu Planck.

Seine Akademiſche Wirkſamkeit fällt in die Zeit der großen theologiſchen und kirchlichen Kriſis ſeit Semler und Kant. Die Kantiſche Revolution, beſonders ihre theologiſche Seite, entwickelte ſich gerade während der erſten Jahre ſeines Akademiſchen Lehramtes. Und obwohl auf den philoſophiſchen Lehrſtühlen in

Göttingen bis 1791, wo Bürger und Bouterweck als Kantianer auftraten, faſt nichts als Abwehr dagegen herrſchte, ſo war es doch einem ſo aufmerkſam beobachtenden Geiſte, wie Planck, ſchon aus hiſtoriſchem Intereſſe, unmöglich, an den neuen Bewegungen nicht den lebhafteſten Antheil zu nehmen. Aber, während ſich ſein jüngerer Landsmann Dr. Stäudlin, ſeit 1790 ſein Amtsgenoß, der neuen Philoſophie mit Neigung, ja mit Begeiſterung hingab und einer ihrer erſten und wirkſamſten Verkündiger und Verfechter in der Theologie wurde, blieb Planck, ohnehin von Natur weniger geneigt zur Speculation, mehr ein ruhiger hiſtoriſcher Beobachter, beſonnen und langſam nachgehend, und nur theilweiſe ſich nähernd und befreundend. Es entſteht hier die Frage, wie er als Docent jene Kriſis behandelte und die Akademiſche Jugend dabey leitete. Der Zeitpunct meiner Beobachtung iſt das Jahr 1812, wo ich ihn hörte, etwa die mittlere Zeit ſeines Akademiſchen Lehramtes. Damals war gegen die Kantiſche Richtung auf dem theologiſchen wie philoſophiſchen Gebiete bereits eine Reaction eingetreten. Die Oppoſition der orthodoxen Schule und Denkweiſe war, ſo fern ſie mehr auf der Trägheit und Beharrlichkeit im Alten beruhete, faſt beſeitigt. Der Kantiſche Rationalismus war, mehr und weniger gemiſcht mit dem früheren rationaliſtiſchen Popularismus der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, ſchon bis in die Jugend des Proteſtantiſchen Volkes eingedrungen, und ein nicht unbedeutender Theil derſelben hatte die ethiſchvernünftige Denkweiſe in der Religion lieb gewonnen. — Es hatte ſich ſchon eine rationaliſtiſche Tradition mit ausgemachten Wahrheiten gebildet. Selbſt die gemüthliche Wurzel der älteren Denkweiſe war ſchon geſchwächt. Aber in dem Grade, in welchem die rationaliſtiſche Richtung herrſchend traditionell wurde, regten ſich aus natürlicher Antinomie des Chriſtlichen Herzens auch die Flügelſchläge des neuen Geiſtes, der ſeit 1813 ſeinen völligen Ausflug nahm. — Fichte und Schelling hatten auf dem philoſophiſchen Gebiete dem Kriticismus der Kantiſchen Schule, der außer den ethiſchen Axiomen über das Ueberſinnliche weder etwas zu bejahen noch zu verneinen wagte, eine wieder entſchieden behauptende Speculation entgegengeſetzt. In

ihrem kühnen Fluge hatte dieſe zuerſt bis an die äußerſten Grenzen des dogmatiſchen Idealismus dringend, dann umkehrend mit faſt poetiſcher Kühnheit den Zuſammenhang von Natur und Geiſt von der tiefſten Wurzel in Gott, dem dunklen Urgrunde aus zu conſtruiren gewagt. Jede lebendige Philoſophie hat wie ihren Grund, ſo ihre Wirkung in der Stimmung der Zeit, in der ſie hervortritt. So auch Fichte und Schelling. Beyde, beſonders aber der letztere zogen alles, was zu einer wärmern und tieferen Anſchauung der Welt, zu einem belebteren, ideenerfüllten Kirchen- und Volksthum aufgelegt war, an ſich; und wer auch der neuen Speculation im Einzelnen und bis in ihre geheimnißvolle Schwere nicht zu folgen vermochte, — der Strom des Ganzen riß namentlich die Jüngeren leicht fort. Wir wurden in Göttingen in den philoſophiſchen Schulen eben nicht gewöhnt, der jedesmal herrſchenden philoſophiſchen Richtung ſchnell zu folgen, im Gegentheil hörte man faſt nur Widerlegung und Warnung, ja zornige Abwehr. Dieß war um ſo heilſamer, da bey den gewaltſamen Aufregungen der Zeit der Fortſchritt dadurch mehr nur gemäßigt, als aufgehoben werden konnte. Was nicht durch die Speculation fortgetrieben wurde, ergriff mitten in der Schmach des Deutſchen Vaterlandes die wachſende patriotiſche Bewegung, oder die poetiſche Gewalt von Göthe, Schiller, Tiek, den beyden Schlegel. Die Proteſtantiſche Theologie und Kirche iſt eine faſt nach allen Winden offene Halle, daß unmöglich war, ſelbſt bey aller Concentration auf das Hiſtoriſche und Poſitive ſich den neuen Geiſtesſtrömen der Zeit zu entziehen. Man hörte in den Vorleſungen im Ganzen wenig von Daub und Schleiermacher und Anderen in dieſer Richtung; aber ihre Schriften, ſelbſt die Polemik gegen ſie, brachten auch dem Gleichgültigeren Kunde von der Kriſis in der Theologie und Kirche, dem entgegengeſetzten Pole der Kantiſchen. In dieſer Zeit hörte ich Planck. Er machte zunächſt in ſeinen hiſtoriſchen Vorleſungen ganz den Eindruck eines theilnehmenden, aber ruhigen und beſonnenen Beobachters. Indem er uns den natürlichen, nothwendigen Uebergang von der älteren orthodoxen Schule und Kirche zur ſogenannten kritiſchen Periode, wenn auch zunächſt mehr

von der pſychologiſchen Seite, erklärlich zu machen ſuchte, zugleich aber auf die in der Zeit liegenden Elemente und Keime weiterer Entwicklungen hinwies, gewöhnte er uns an eine aufmerkſame und beſonnene Beobachtung und Beurtheilung des Neuen und Alten, des ſcheinbaren und wahren Fortſchritts. Und indem er uns durch ſeine geſchichtliche Betrachtung wenigſtens fühlbar machte, wie auch in der Kirche und Theologie das wahre Leben eben darin beſteht, daß das Neue am Alten und dieſes an jenem ſich bewährt, hielt er uns eben ſo ſehr von dem gedankenloſen Kleben am Alten und Hergebrachten, als der herzloſen Zerſtörung deſſelben und dem ſtürmiſchen Jagen nach dem Neuen zurück. In ſeinen dogmatiſchen Vorleſungen herrſchte der Geiſt der Prüfung ohne den Eigenſinn und Uebermuth des Zweifels. Aus der Kantiſchen Bewegung hatte er ſich die überwiegend ethiſche und praktiſche Schätzung und Begründung der Chriſtlichen Religion angeeignet. Aber es beruhte dies bey ihm mehr auf dem natürlichen Uebergewicht des praktiſchen Intereſſes am Chriſtenthum vor dem ſpeculativen, als auf einem Eingehen in die Principien der kritiſchen Philoſophie. Die mehr und weniger willkührliche Behandlung des Poſitiven und Hiſtoriſchen, die von der Kantiſchen Schule ausging, blieb ihm fremd, und er hielt ſie für falſch. Aber das alte unbedingte Vertrauen zum Poſitiven hatte er doch auch nicht. Er ſtand auf dem Puncte der Unterſcheidung zwiſchen Inhalt und Form, Zweck und Mittel in der Religion, und es wurde klar, daß er das Praktiſchvernünftige im Chriſtenthum je länger je mehr für den alleinigen Zweck und weſentlichen Inhalt hielt. Aber bey aller Anerkennung des Neuen und aller Prüfung des Alten, war er doch meiſt darauf aus, das Alte nach gehöriger Verſtändigung zu vertheidigen, und er gebrauchte wohl ſeine natürliche Dialektik dazu, das Wahre am Alten aufzudecken und den oft leeren Schein des Neuen zu zerſtören. Der poſitive Offenbarungsbegriff des Chriſtenthumes blieb, ſo ſchien es uns, die Wurzel ſeiner Theologie, und der hiſtoriſche Beweis, nur immer freyer gemacht von unſicheren Vorausſetzungen und logiſchen Fehlern, galt ihm fortwährend als Hauptbeweis für die Chriſtliche Offenbarung. Er gehörte in dieſer Hinſicht mehr der

Tübinger Schule an, wie sie von Storr und Flatt damals repräsentirt wurde. Nur die volle supernaturalistische Zuversicht dieser Schule fehlte ihm, wie ihm auch die künstliche Apologetik, die zum Beyspiel Storr eigen war, nicht zusagte. Wir fanden ihn oft mehr zurückhaltend, als mittheilend, mehr vorsichtig, als zuversichtlich. In streitigen Puncten trat dieß besonders hervor, er liebte dabey mehr das abwägende Suchen der Wahrheit, als die Entscheidung. Ich habe aber Ursach zu glauben, daß an dieser Methode eben so sehr seine skeptische Stimmung über einige letzte Entscheidungspuncte, als sein Bestreben, das jüngere Geschlecht mehr zum eigenen Finden der Wahrheit, die ihm selbst noch theilweise verhüllt war, als zum Aufnehmen fertiger Lehren heranzubilden, Antheil hatte. So schien aber der gewissenhafte Forscher der im Verneinen und Bejahen entschlosseneren Jugend oft keine rechte Beruhigung zu geben. Er zögerte und hemmte, er wollte weder sich noch uns dem rollenden Wagen der neueren Kritik und Abstraction ganz anvertrauen; er fürchtete den überschnellen Lauf, aber, wie es schien, mehr wegen des schädlichen zu frühen Ankommens, als weil er den Weg und das geahnete Ziel selbst schon für den unrichtigen gehalten hätte. Die meist formellogische Haltung seiner Argumentationen befriedigte weder das speculative noch gläubige Bedürfniß. Und wie er vor der neueren mehr mystischen Speculation oder auch der kräftigeren Wiederforderung des Positiven selbst scheu und ängstlich zurücktrat, so warnte er auch vor ihrem Dunkel oder Zwielicht, vor ihren gefährlichen Tiefen und Uebertreibungen. Wir fühlten alle, daß dem ehrwürdigen Manne das Christenthum innere Herzens- und Lebenssache war, aber mehr nur in seinem allgemeinen ethischen Sinne; die volle gemüthliche Seite, welche Historie und Lehre, Glauben und Leben wieder zusammenfaßt entweder im einfachen Glauben des Herzens, oder in einer kräftigen Speculation — blieb uns mehr und weniger verborgen. Aber wir hatten den Vortheil, uns bey ihm immer auf geradem, klaren Boden zu wissen, ohne Schein und Blendung falscher Tiefen. Und obwohl durch ihn ein neues energisches Princip wahrer Vereinigung der Gegensätze und einer frischen Begeisterung für das positive

Christenthum sich nicht erzeugte, so lag doch in seiner Akadem. Wirksamkeit so viel Kraft der Hinführung zu dem Wahren und Wesentlichen, dem frommen Leben und Denken, so viel Bewahrung und Warnung vor dem flachen herzlosen Rationalismus, und der trotzigen Orthodoxie der Zeit, der mystischen Sentimentalität und der spekulativen Verderbung, daß wer sich wirklich von ihm erziehen ließ zum selbstständigen Denken und eigenes Leben in sich hatte, zu jeder wahren und gesunden Neubildung der Theologie aufgelegt und fähig wurde. Die Landeskirche, für die er vorzugsweise die jungen Theologen zu erziehen hatte, hat ihm in dieser Hinsicht viel zu verdanken.

Mag für das Akademische Berufsleben die eigentliche Wurzel das mündliche Lehramt und die pädagogische Wirksamkeit seyn, — zur Vollständigkeit und Gesundheit desselben gehört doch eben so wesentlich die schriftstellerische Thätigkeit. Die kräftigere Originalität der Forschung und die strengere Form der Darstellung, welche die öffentliche Kritik von dem Schriftsteller fordert, giebt dem Akademischen Vortrage immer wieder neues Leben, frischen Inhalt, eine größere intensive Kraft, eine reinere wissenschaftliche Form. Dagegen bildet sich im mündlichen Akademischen Vortrage leichter die Gabe der Uebersicht und des Zusammenfassens, die Unmittelbarkeit und Lebendigkeit der Darstellung, und so ergänzen und vollenden sich durcheinander der Schriftsteller und der Akademische Docent. Wie die verschiedenen Wirkungskreise, die größeren und kleineren, immer in einander greifen, helfend, erweiternd, so auch der schriftstellerische und Akademische. Der gute Name des Docenten sichert dem Schriftsteller einen wenn auch zunächst kleinen Kreis verstehender, wohlwollender Leser, der schriftstellerische Ruhm aber gründet und erweitert den Akademischen Lehrkreis. — Freylich muß, wenn dieß recht und rein zu Tage kommen soll, auf beyden Seiten auch das Rechte vorausgesetzt, und der natürliche Unterschied beyder Sphären gehörig beobachtet werden; sonst kann es leicht geschehen, daß der

Schriftſteller den Docenten verdirbt und umgekehrt [1]). — Die Gaben und Neigungen ſind in dieſer Hinſicht ſehr verſchieden, aber wo die eine Seite ganz fehlt, iſt nach allgemeiner Erfahrung immer auch die andere mangelhaft. Planck vereinigte beyde Seiten auf eine ausgezeichnete Weiſe. Aber, da er früher Schriftſteller, als Akademiſcher Docent war, und ſeine ſchriftſtelleriſche Eigenthümlichkeit bereits ausgebildet hatte, ehe er den Akademiſchen Lehrſtuhl beſtieg, ſo ſcheint auch ſeine Lehrthätigkeit mehr durch die ſchriftſtelleriſche beſtimmt worden zu ſeyn, als umgekehrt. Seine Vorleſungen waren auch mehr ſchriftſtelleriſche, als freye mündliche Productionen, und gewiß war es leichter, in denſelben die Eigenthümlichkeiten ſeiner Schreibart, als in ſeinen Schriften die Eigenthümlichkeit ſeiner mündlichen Rede zu entdecken.

Wir verſuchen jetzt, ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſeit dem Antritte ſeines Akadem. Lehramtes bis zu ſeinem Ende im Zuſammenhang darzuſtellen, und in der ſoviel möglich chronologiſchen Reihefolge ſeiner Schriften den Entwicklungsgang und die Hauptmomente ſeiner theologiſchen und kirchlichen Denkweiſe und Wirkſamkeit zu charakteriſiren.

In der erſten Zeit — etwa bis zum Jahre 1793 beſchäftigte er ſich ſchriftſtelleriſch vorzugsweiſe mit der Kirchen- und Dogmengeſchichte. Seine Arbeitſamkeit und Productivität auf dieſem Gebiete hat in dieſen erſten zehn Jahren ſeines Göttinger Lebens etwas Außerordentliches. Neben ſeinen Vorleſungen und der Fortſetzung ſeiner Geſchichte des Proteſtant. Lehrbegriffs hatte er Zeit und Luſt zu folgenden kleineren und größeren Arbeiten:

Sein Antrittsprogramm behandelt die Acta inter Henricum V. Imperatorem, et Paschalem II., Pontific. Roman. annis MDX et MDXI. Gott. 1785. Der Fall iſt für die hiſtoriſche Kritik des Mittelalters intereſſant genug. Die berühmte Convention zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſt, wonach jener die Inveſtitur aufgeben, dieſer den Biſchö-

[1]) Es wäre der Mühe werth, in der Geſchichte der Deutſchen Litteratur und Wiſſenſchaft den Einfluß näher zu beſtimmen, den die Verbindung der ſchriftſtelleriſchen und Akademiſchen Lehrthätigkeit gehabt hat.

ſen des Reiches gebieten wolle, alle Lehngüter und Regalien dem Kaiſer zurückzugeben, hat alle äußeren Zeugniſſe für ſich, und dennoch weiß die innere Kritik ſo viel dagegen einzuwenden, daß das Factum mehr als zweifelhaft zu werden ſcheint. Aber Planck gehörte nicht zu den Zweiflern, er wollte nur an dem Falle anſchaulich machen, wie wenig Verlaß auf die innere hiſtoriſche Kritik ſey, wenn die äußeren Zeugniſſe nicht entſprechen. Und ſo abſtrahirte er daraus das Thema für ſeine Antrittsrede, quam parum tuto veri interno sensui in historia etiam sacra discenda confidi possit. Dieſes Mißtrauen gegen die rein innere, divinatoriſche Kritik iſt ein charakteriſtiſcher Zug ſeiner hiſtoriſchen Forſchung. Er verdarb ſich dadurch freylich den Ruhm eines genialen Kritikers, aber er blieb dabey bewahrt vor dem Tadel eines willkührlichen, — und dieß iſt auch etwas!

Ein umfaſſenderes intereſſantes Problem iſt der Gegenſtand ſeines erſten Feſtprogrammes: Primae lineae disquisitionis historicae de usu linguarum vulgarium in sacris. Schediasm. I. Pentecost. 1785. Er giebt hier leider nur den Anfang einer Unterſuchung über das hiſtoriſche Moment des Streites zwiſchen der Proteſtantiſchen und Katholiſchen Kirche über den Gebrauch der Volksſprache bey dem öffentlichen Gottesdienſte. Nach Beſeitigung der früheren falſchen Richtungen und der haltloſen Gründe des Streites wird am Ende die Frage dahin beſtimmt, ob überhaupt bis zum 4ten Jahrhundert der Gebrauch einer andern Sprache, als der Griechiſchen, Lateiniſchen und Syriſchen bey dem Gottesdienſte deßhalb nöthig geweſen, weil das Volk dieſe nicht habe verſtehen können. Schade, daß das Programm ſich darauf beſchränkt, den Gang der Unterſuchung wiſſenſchaftlich zu beſtimmen, die hiſtoriſche Unterſuchung ſelbſt iſt der Fortſetzung vorbehalten, welche nicht erſchienen iſt.

Finden wir ihn in dieſem Programme vorzugsweiſe mit der kirchlichen Archäologie beſchäftigt, — einem Gebiete, welches er als Schriftſteller im Ganzen ſelten betrat, denn nur noch einmal, in dem Weihnachtsprogramm vom Jahre 1796: Variarum de origine festi Nat. Christ. sententiarum epi-

crisis, läßt er ſich in dieſe Unterſuchungen ein, die, weil ſie weniger ein hiſtoriſches Ganzes darbieten und mehr nach der Außenſeite liegen, ihm weniger zuſagen mochten, ſo treffen wir ihn in zwey andern Programmen: Observationes in primam doctrinae de natura Christi historiam Weihnacht. 1787 u. 1789 auf einem Gebiete, welches ihm innerlich näher lag, dem dogmenhiſtoriſchen. Sie gehören mit zu den erſten Producten einer feineren kritiſchen und pragmatiſchen Forſchung auf dieſem Gebiete. Leider bricht die Unterſuchung mit der Beſtimmung der Lehrweiſe des Origenes ab und vollendet ſelbſt dieſe nicht einmal. Er kam davon ab, wie es ſcheint, durch einen dem unmittelbaren Bedürfniſſe ſeiner Vorleſungen jetzt gerade näher liegenden Gegenſtand, nemlich die Geſchichte der kirchlichen Verfaſſung und des kanoniſchen Rechtes, worüber er, wie oben bemerkt, in dieſer Zeit beſondere Vorleſungen auch für Juriſten, zu halten anfing. Aus dieſem Studium gingen damals, als Vorboten ſeines zweyten kirchenhiſtoriſchen Hauptwerkes folgende kleinere Schriften hervor: zuerſt der Grundriß einer Geſchichte der kirchlichen Verfaſſung, kirchlichen Regierung und des kanoniſchen Rechts, beſonders in Hinſicht auf die deutſche Kirche, zum Gebrauch in Vorleſungen, vorzüglich für Zuhörer, die ſich der Rechtswiſſenſchaft gewidmet haben, Gött. 1790. 8., mehr ein äußerer aber viel andeutender und ſehr klar geordneter Umriß der Geſchichte — nach ihren Hauptperioden und Hauptmomenten; — zweytens ſein Programm zum Behuf einer theol. Doctorpromotion de veris auctae dominationis pontificiae epochis 1791. 4. Schon in dieſem Programme zeigt ſich der feine und ſcharfe politiſchkirchliche Blick in die inneren Bildungsmomente der kirchlichen Verfaſſung überhaupt und der päbſtlichen Macht insbeſondere, die er an die Stelle der bis dahin geltenden mehr äußeren Epochen zu ſetzen weiß. Dieſelbe Gabe und Richtung zeigt ſich in dem verwandten Programme, welches er ebenfalls zum Behuf einer theologiſchen Doctorpromotion im Jahre 1792 ſchrieb über die Zeit des erſten Urſprungs der Diöceſanverfaſſung und Diöceſanverhältniſſe in der Kir-

che. Irren wir nicht, ſo traten ſeitdem als die beyden Hauptzweige ſeines kirchenhiſtoriſchen Studiums die dogmengeſchichtliche und die politiſchkirchliche Seite beſtimmt hervor. Weniger Intereſſe und Sinn hatte er, wie es ſcheint, für die Geſchichte des frommen Lebens und der Chriſtlichen Sitte. Nicht, als hätte er dieſen eigentlichen Mittelpunct der Kirchengeſchichte nicht erkannt und vor allem geſchätzt: aber er machte es weniger zum Gegenſtande ſeiner gelehrten Forſchung. Dieß hatte ſeinen Grund wohl zum Theil in der individuellen Neigung ſeines Geiſtes, der mehr in der verſtändigen Seite der Kirche entſprechenden Stoff zu hiſtoriſchen Combinationen und Reſultaten fand, zum Theil auch darin, daß ſeine Zeit überhaupt noch nicht gewohnt war, die Chriſtliche Kirche als einen innern Lebensorganismus zu betrachten, worin alle Kräfte und Verhältniſſe, Aeußeres und Inneres ineinandergreifen.

Um dieſe Zeit fand Planck auf der hieſigen Bibliothek ein Convolut Tridentiniſcher Synodalacten, größtentheils eigentliche Canzleyacten des Kaiſerlichen Hofes unter Carl dem 5ten und Ferdinand dem 1ſten, Berichte ihrer Geſandten auf der Synode und Befehle ihrer Herrn an ſie. Einiges davon war ſchon bekannt, anderes nicht. Zu dieſem gehörten insbeſondere die Actenſtücke über die geheimen Verhandlungen zwiſchen dem Päpſtlichen Legaten, dem Cardinal Moronus und dem Kaiſer wegen des Concils im Jahre 1563. Man kannte aus Martene Veter. Monum. Tom 8. ein Summarium Actorum; auch Reynald hatte einiges darüber mitgetheilt: aber jene anecdota enthalten acht Documente, worin die Verhandlungen ungleich vollſtändiger vorliegen. Nachdem Planck den Werth dieſer Actenſtücke erkannt hatte, gab er, was davon irgend wichtig ſchien, vom J. 1791 bis 1818 in einer Reihe von Akademiſchen Programmen: Anecdota ad historiam Concilii Tridentini pertinentia, fasc. I — XXV. heraus.

Neben dieſen kleinen kirchenhiſtoriſchen Arbeiten beſchäftigte ihn ſeit dem Jahre 1787 die Fortſetzung der von Walch ſeit 1771 herausgegebenen neueſten Religionsgeſchichte, eines damals allgemein geachteten kirchenhiſtoriſchen Archivs. Planck

fügte zu den neun Bänden, die unter Walchs Redaction erschienen waren, noch drey hinzu, und schloß damit das Werk. Er hielt den ursprünglichen Zweck, über die wichtigsten kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart Actenstücke, Urtheile, Forschungen zu sammeln und zu ordnen, streng fest, aber, da die beyweiten wichtigsten Abhandlungen von ihm selbst sind, gab er dem Werke überwiegend seinen Charakter. Die Aufsätze sind alle anonym, aber unverkennbar von ihm und ausgezeichnet durch feine Beobachtung und charakteristische Auffassung der Zeitgeschichte sind folgende zwey: der erste, (im ersten Bande) im J. 1787 geschrieben, schildert den Zustand der katholischen Kirche und ihre gegenwärtigen Verhältnisse zur Evangelischen, ein Lieblingsgegenstand Plancks, worauf er noch öfter zurückkam; der zweyte, den ganzen dritten Band ausfüllend, enthält die Geschichte der kirchlichen Revolution in Frankreich bis zu Ende des Jahres 1791, zwar ein Fragment, und in der ersten Frische des Eindrucks der Begebenheiten geschrieben, aber selbst hiedurch von bleibendem Werthe.

Nachdem so die Fortsetzung der Walchschen Religionsgeschichte geschlossen war, beschäftigte ihn eine Zeitlang ein Gegenstand von umfassenderem Umfange, die Theologie selbst als Ganzes, ihre wissenschaftliche Form, die Methode ihres Studiums, und ihre Geschichte. Die Frucht davon, seine Einleitung in die theologischen Wissenschaften, erscheint im Jahre 1794. 95 in 2 BB. in 8. Jeder wahre Theolog besitzt bey aller Virtuosität auf einem einzelnen Gebiete die Theologie als organisches Ganzes. Ohne ein lebendiges Bild des Ganzen ist's unmöglich, auf einem einzelnen Gebiete erfolgreich zu arbeiten. Und eben so soll jede Arbeit im Einzelnen eben nur dazu dienen, das Ganze in der Seele zu vollenden. Planck würde auch ohne die besondere praktische Veranlassung seines Akademischen Lehramtes, wodurch er sich zu Vorträgen über die theologische Encyclopädie und Methodologie für verpflichtet achtete, aus innerem Geistestriebe darauf gekommen seyn, sich in der Krisis der Zeit über das Wesen und den Zusammenhang, die Bedingungen und den Zweck der Theologie zu verständigen. Der alte Bau war zum Theil schon abgebrochen; selbst über die Fundamente war Streit

und Zerſtörung gekommen; am Ende hatte man gar den Zweck und die Nothwendigkeit der Theologie in Zweifel gezogen. So war Plancks Standpunct und Zweck ein apologetiſcher und architektoniſcher zugleich. Er gab der Theologie von ihrem Objecte aus eine den übrigen Wiſſenſchaften nicht nur gleiche, ſondern erhabenere Würde und Bedeutung. Und, obwohl er dabey, vielleicht mehr als recht war, zu den Zweifeln und Bedenklichkeiten der Zeit über das Chriſtenthum hinabſtieg, ſo gelang es ihm wohl eben dadurch, daß er ohne Bitterkeit und Zorn den Gegnern überall nachging und ſie zu einer ruhigen Betrachtungsweiſe nöthigte, das Zeitalter für eine würdigere und geiſtigere Anſicht der Theologie zu gewinnen. Jeder, auch der Beſte theilt wie die Vorzüge ſo auch die Mängel ſeiner Zeit. Die frühere Geſtalt der Theologie war vorüber, mit ihr die frühere Begeiſterung, jenes hohe unmittelbare Selbſtbewußtſeyn, wodurch die Theologie der Reformationszeit ſich auszeichnete. Nur durch eine völlige Wiedergeburt des ganzen kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens konnte das Verlorene in veredelter Geſtalt wiedergewonnen werden. Plancks Schrift fällt in die ſchlimme Zeit des Ueberganges. Um die Theologie zu einer wahren, mithin auch unpartheyiſchen Wiſſenſchaft zu erheben, beſtritt man ihr Recht, von Chriſtlichen Axiomen im Object und einem ſchon beſtimmten Chriſtlichen Intereſſe im Subjecte auszugehen. Die Theologie, meinte man, müſſe vor und außer allem Chriſtenthume anfangen. Hatte man früher das praktiſche und kirchliche Moment in der Beſtimmung des Grundes und Zweckes der Theologie auf Koſten des rein wiſſenſchaftlichen übertrieben, ſo wurde es jetzt faſt bis zum Nullpunct geſchwächt, und das wiſſenſchaftliche Entſtehungsmoment faſt allein anerkannt. Religion, Kirche und Theologie lagen ſonſt faſt unterſchiedlos in einander. Man hatte ein Recht, ſie zu trennen. Aber ſeltſam genug, ſtatt organiſch zu ſcheiden und durch die Scheidung wieder auf die lebendige Wurzel der Einheit zurückzukommen, riß man, zufällige Erſcheinung und Weſen mit einander verwechſelnd, die Kirche von der Religion und Theologie gewaltſam los, und entzog ſo, indem man ſie nur in der äußeren Erſcheinung zuſammenbeſtehen

ließ, der Theologie ihre innerſten Lebensquellen in der Kirche. Auch über das Verhältniß zwiſchen Religion und Theologie kam man zu keiner klaren Einſicht; indem man ihren Unterſchied nicht bis zu ſeinem wahren Urſprung verfolgte, blieb man bey der Unterſcheidung zwiſchen gemeiner und gelehrter Erkenntniß ſtehen, und da dieß eben nur eine Differenz der Form war, ſetzte man den Urſprung und das Weſen beyder im Menſchen wieder gleich. — Die Gerechtigkeit fordert zu geſtehen, daß Plancks Werk, bey allem Beſtreben, in dieſen Zuſtand des Ueberganges und der Auflöſung eine feſtere und tiefere Haltung zu bringen, doch offenbar im Reflex jener Zeitrichtungen geſchrieben iſt und ſie nicht hat überwinden können. Er mäßigt und vermittelt. Aber auch er läßt die Theologie wider das Zeugniß der Geſchichte und die Natur der Sache vor und außer aller Kirche in dem Allgemeinreligiöſen und Wiſſenſchaftlichen anfangen. Daraus erklärt ſich, daß er den Standpunkt und Zweck des theologiſchen Studiums rein individuell und ſubjectiv beſtimmt, und da er gar keine weſentliche Beziehung der Theologie zur Kirche, weder im Zweck, noch im Entſtehungsgrunde anerkennt, die praktiſche Theologie, welche die weſentliche Krone des ganzen Baumes iſt, nur als einen mehr und weniger zufälligen, aber ſchönen Anhang der Theologie betrachtet, der außer der Wiſſenſchaft liege. Blieb ihm nun ſo der eigentliche Endpunct der Theologie und ihr weſentlicher praktiſcher Zweck verborgen, ſo gelang es ihm auch nicht, die Schwierigkeit, ich möchte ſagen den ſcheinbaren Widerſpruch zu löſen, wie die Theologie von der einen Seite betrachtet immer ſchon in und mit dem Chriſtenthume im Subject anfange, von der andern Seite allerdings außer und vor dem Chriſtenthume. Die Löſung durch die Conſtruction eines philoſophiſchen Theiles der Theologie, der als der eigentlich wiſſenſchaftliche Anfang zwar von dem praktiſchen Intereſſe am Chriſtenthume und der ſubjectiven Vorausſetzung ſeiner Wahrheit ausgeht, aber, um es zu einer objectiven apologetiſchen Wiſſenſchaft zu bringen, Kraft der Abſtraction ſpeculativ außer und vor dem Chriſtenthume mit der Idee und dem Weſen der Religion und der Offenbarung überhaupt anfängt, —

diese Lösung hat der vortreffliche Mann mehr geahnet und vorbereitet, als wirklich gefunden. Aber die Ahnung und Vorbereitung ist unverkennbar eben darin, daß er mit sicherem Tacte die Apologetik, als wesentlich ersten Theil der exegetischen Theologie, der gesammten theologischen Wissenschaft voranstellt, was so viel ich weiß, er zuerst that. Hierin, obwohl er die speculative Seite der Apologetik nicht genug anerkannte, besteht ein Hauptverdienst seines Werkes; aber es ist nicht das einzige. Die Geschichte der einzelnen theologischen Disciplinen ist voll der feinsten historischen Beobachtungen über die Hauptmomente ihrer Entwickelung, und begründet und ergänzt zugleich sowohl die encyclopädische Construction, als die mit besonderer Vorliebe und erfahrungsreicher Weisheit abgefaßte Methodenlehre. Nur vermißt man eine allgemeine Geschichte der Theologie. Diese, mit dem feinen pragmatischen Geiste Plancks geschrieben, würde nicht nur ein wesentlicher Schmuck des Werkes gewesen seyn, — sondern auch über den inneren Grund und Zusammenhang der Theologie noch mehr Aufschluß gegeben haben. Der Einfluß des Werkes ward zu seiner Zeit immer mehr sichtbar, aber es war mehr ein stiller, als ein rauschend strömender. Dieß ist die Art aller seiner Schriften. Wer das für einen Mangel hält, soll sich erinnern, daß die rauschenden Wasser oft gerade die flachsten sind. — Planck selbst hatte sein Werk eben nur auf den Zustand der Theologie und Kirche berechnet, woraus es hervorgegangen war. Sobald dieser sich wesentlich veränderte, war auch von seinem Standpuncte eine andere Art von encyclopädischer Anweisung nothwendig. Er fing daher nicht nur seine eine Zeitlang unterbrochenen Vorlesungen über die theologische Encyclopädie wieder an, sondern gab auch im Jahre 1813 einen Grundriß derselben heraus. Seine Ansicht von dem Wesen der Theologie, ihrem Zwecke, dem Zusammenhange ihrer Theile ist wesentlich dieselbe. Die unterdessen erschienene Einleitung in das theologische Studium von Schleiermacher war ihm fremd geblieben, vielleicht wegen ihrer epigrammatischen Kürze und Dunkelheit. Ueberhaupt aber war ihm, bey aller Fähigkeit und Empfänglichkeit für neue Entwickelungen, die Umgestaltung

der Theologie, welche insbesondere seit dem Absterben der Kantischen Schule sich kund gab, mehr ein Gegenstand und Reiz der Bestreitung, als der eingehenden Befreundung. Er sah in der neueren Richtung mehr die Gefahr, als die Wahrheit [1]), und eben deßhalb erklärte er sich in diesem Grundriß auf das entschiedenste nicht nur gegen die modernen Begriffe von dem Wesen der Religion, sondern auch gegen jede Identifizirung der Speculation und Offenbarung und bezeichnete dieselbe scharf und entschlossen als einen modernen Naturalismus oder Rationalismus, wodurch das historische und positive Moment des Christenthumes verschoben und seiner Selbstständigkeit und Kraft beraubt werde. Interessant ist, wie er sich schon im Jahre 1811 in einem Briefe an seinen Freund Georgi mit der Schellingschen Speculation über Gott auseinandersetzt. »Es ist ja wohl auch Grundsatz meiner Philosophie, schreibt er, alles auf Gott zu reduciren. Aber dieß habe ich bisher gethan, ohne mich selbst und die Welt für immanent in Gott zu halten. Dabey fühlte ich zwar immer und fühle es noch höchst lebhaft, daß ich mir mein Seyn und das Seyn der Welt außer Gott eben so wenig, als unser Seyn in Gott mit Klarheit und Deutlichkeit denken kann. Aber bey dem ersten ist es mir nur, als ob eine Lücke in meiner Erkenntniß wäre; hingegen bey dem andern fühle ich alle meine sonstigen Begriffe in die wildeste Verwirrung gebracht, und diese Verwirrung ist durch mein Studium der letzten Abhandlung von Schelling in seinen philosophischen Schriften eher vermehrt, als vermindert worden. Seine Distinction zwischen dem Wesen, so

[1]) Aus den Briefen an seinen Freund Georgi vom J. 1811 geht deutlich hervor, daß er sich auch mit der Schellingschen Philosophie eine Zeitlang sehr angelegentlich beschäftigte. »Die Consequenz, mit der jene Philosophie ihr ganzes System aus einer einzigen Idee, ja das ganze Universum aus einer einzigen Idee herausspinnt«, zog ihn an. »Aber das logische Verirspiel mit dem Begriff des Seyns, worauf das Ganze beruhe«, ärgerte ihn, die verderblichen Folgerungen und unnatürlichen Operationen schreckten ihn ab, und die Rationalisirung des Christenthums durch jene Philosophie empörte sein historisches Gefühl u. s. w.

fern es existirt und dem Wesen, sofern es bloß Grund von Existenz ist, wovon er so viel Licht verspricht, hat mir auf der Welt nichts aufgeklärt. Denn unter seinem Ungrund oder Urgrund kann ich mir schlechterdings nichts denken, als ein bloß logisches Gedankending, was mir gar nichts helfen kann. Wenn er aber dagegen protestirt, daß die Unterscheidung nicht für eine bloß logische, sondern für eine reelle gehalten werden müsse, so verstehe ich gar nicht, was er will.« — — Reichte nun auch das, was er darüber öffentlich sagte, nicht hin, in der großen Krisis der Zeit eine andere, befriedigendere Construction der Theologie zu gewinnen, so muß es doch als ein wesentliches Verdienst Plancks angesehen werden, daß er historischen Scharfblick und Entschlossenheit genug hatte, auf die Einseitigkeiten und Gefahren der neueren Richtung aufmerksam zu machen —. Es beschäftigte ihn diese Angelegenheit so sehr, daß er es nach einigen Jahren für Pflicht hielt, in einer besondern Schrift noch unmittelbarer und tiefer in die Bestreitung der neueren speculativen Richtung in der Theologie einzugehen, namentlich auf dem Gebiete der Apologetik. Aber ehe wir diese Schrift, welche zu seinen letzten gehört, genauer charakterisiren, haben wir noch seine früheren, größtentheils mehr der geschichtlichen Theologie angehörenden, reichen Productionen seit dem Jahre 1796 zu beschreiben. In diesem Jahre erscheint sein Abriß einer historischen und vergleichenden Darstellung der dogmatischen Systeme unsrer verschiedenen christlichen Hauptparteien nach ihren Grundbegriffen, ihren daraus abgeleiteten Unterscheidungslehren und ihren praktischen Folgen zum Behuf seiner Vorlesungen darüber, nebst der Einleitung zu diesen [1]). Nur ein paar Bogen, aber ein in der Geschichte der theologischen Litteratur höchst wichtiges Büchlein, worin Planck als Umbildner einer ganzen theologischen Disciplin oder, wenn man will, als Bildner einer neuen erscheint. In der Einleitung bezeichnet er selbst den Standpunct, von dem er ausging. Es schien ihm bey der fort-

[1]) Eine zweite Auflage erschien 1804, eine dritte 1822.

ſchreitenden Kriſis auf dem dogmatiſchen Gebiete mehr als je nothwendig, den jungen Theologen durch eine natürlich fortſchreitende Methode in den Stand zu ſetzen, daß er über die verſchiedenen dogmatiſchen Richtungen und Syſteme ſelbſtſtändig urtheilen und unter denſelben vernünftig wählen lerne. Dieſe Verſchiedenheit beruht zunächſt auf den kirchlichen Gegenſätzen in den Symbolen; Planck nahm aber den Gegenſatz zwiſchen der neueren und älteren (orthodoxen) Dogmatik innerhalb der Evangeliſchen Kirche dazu. Die Methode, die er vorſchlug, beſtand darin, mit dem wiſſenſchaftlichen Studium irgend eines beſtimmten, namentlich des eigenen kirchlichen Syſtems anzufangen; dann zur Dogmengeſchichte, und endlich zur vergleichend prüfenden Kenntniß eben jener verſchiedenen Syſteme überzugehen. In dieſer letzteren, meinte er, liege die wahre Entſcheidung des noch Unentſchiedenen, oder wenigſtens die nothwendige Correctur des bereits Entſchiedenen. Die ältere theologiſche Schule glaubte denſelben Zweck durch das Studium der Polemik zu erreichen. Die Art aber, wie früher dieſe Wiſſenſchaft betrieben wurde, führte zu keiner unbefangenen Prüfung und Entſcheidung, ſondern nur zu einer deſto größeren und bewußteren Partheylichkeit. Die innere Unwiſſenſchaftlichkeit hatte der Polemik ſammt der alten Irenik, ſelbſt nach dem, was noch Baumgarten und Mosheim dafür gethan hatten, den Tod gebracht. In der Litteratur, wie im Akademiſchen Unterrichte, war ſie ſeit mehreren Jahrzehnden ſo gut wie vergeſſen. Aber ſie ließ in der einen, wie in dem andern einen leeren Platz, der nothwendig wieder ausgefüllt werden mußte. Dieß verſuchte Planck zuerſt durch jene hiſtoriſche und vergleichende Darſtellung der dogmatiſchen Syſteme. Die Idee iſt, die verſchiedenen kirchlichen Lehrbegriffe mit Ausſchluß und Vorausſetzung des Lutheriſchen aus den Quellen rein hiſtoriſch darzuſtellen, ihre Grundideen und die darauf beruhenden charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten und Gegenſätze im Zuſammenhange zu entwickeln, und endlich ihr Verhältniß zur praktiſchen und moraliſchen Religion zu beſtimmen. Indem Planck ſo die ältere ſymboliſche Theologie auf alle kirchlich oder irgendwie ſymboliſch gewordenen Lehrbegriffe ausdehnte und

ihr zur eigentlichen Aufgabe machte, den charakteristischen systematischen Zusammenhang derselben zu entwickeln, an die Stelle der alten Polemik aber die dogmatische Kritik setzte, und dieser anmuthete, sich über den besondern Standpunct des eigenen kirchlichen Systems zu einem höheren, allgemeineren zu erheben, gründete er die neuere Wissenschaft der Symbolik, wie sie nachher von Marheinecke, Herb. Marsch, Winer und Möhler weiter ausgebildet worden ist. Planck schloß die Griechische Kirche, so wie die kleineren Protestantischen Partheyen von der Vergleichung aus; nur den Socinianischen Lehrbegriff nahm er auf. Unstreitig nöthigte ihn der nächste praktische Zweck zur Beschränkung und Auswahl desjenigen, was ihm unmittelbar die meiste geschichtliche Bedeutung zu haben schien. Daß er aber die statistische Seite dieser Wissenschaft nicht verkannte, zeigt die Aufnahme des Systems der neueren Dogmatik in den Vergleichungskreis. Mag es nun auch seyn, daß in der Planckschen Grundlegung der neueren Symbolik noch die strenge wissenschaftliche Construction fehlt, und der allgemeine Standpunct der Kritik zu sehr auf das praktische Moment beschränkt wird, beydes, das historische und praktische ist doch wesentliche Grundlage, und das Verdienst, die Wissenschaft neugegründet und den Sinn dafür lebendig angeregt zu haben, ist eben so unbestreitbar, als groß und bleibend.

Planck hatte mitten unter diesen verschiedenen Arbeiten das große Werk über die Geschichte des Protestantischen Lehrbegriffs am Ende des Jahrhunderts (im Jahre 1800) beendigt. Aber sein kirchenhistorischer Trieb ließ ihm keine Ruhe. Bereits 1803 erschien das zweyte Hauptwerk seiner historischen Kunst, die Geschichte der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung in drey Hauptabtheilungen, die zugleich die Hauptperioden der Geschichte bezeichneten: 1. Die Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung im Römischen Staate von der Gründung der Kirche an bis zu dem Anfange des siebenten Jahrhunderts, erster Band 1803.; 2. Die Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-

verfassung in den neuen Staaten des Occidents — bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts, zweyter Band 1804. 3. Die Geschichte des Papstthums in den abendländischen Kirchen von der Mitte des neunten Jahrhunderts an bis zur Reformation, 3ter, 4ter u. 5ter Band v. 1805—1809. Es ist eine Kirchengeschichte im engsten Sinne. Die innere Idee der Kirche, als Gemeinschaft des frommen Christlichen Lebens überhaupt, tritt dabey zurück. Nur die äußerliche gesellschaftliche Form, die eigentliche Verfassung soll geschichtlich dargestellt werden, wie und unter welchen Bedingungen sie sich allmählig entwickelt habe bis zu dem Momente der Reformation. Diese mehr politische Seite im pragmatischen Zusammenhange zu betrachten, — hatten die Theologen bis dahin auffallend vernachlässigt. Einzelne dahin gehörige Puncte waren in der kirchlichen Archäologie, der Geschichte und in dem Systeme des kanonischen Rechts, auch wohl in der politischen Geschichte mit Fleiß erörtert worden. Aber eine zusammenfassende Betrachtung des Ganzen aus der Mitte der Kirchengeschichte mit juristischem Verstande von dem theologischen Standpuncte fehlte. Diese versuchte Planck zuerst und zwar auf eine so ausgezeichnete und anregende Weise, daß sein Werk die Grundlage aller weiteren Forschungen auf diesem Gebiete geworden ist. Das Werk war durch Quellenstudium längst vorbereitet und geistig völlig ausgetragen, als er sich ans Schreiben begab. Daher konnten die einzelnen Theile so schnell auf einander folgen. Die Gründlichkeit seines Quellenstudiums, die geistreiche Feinheit der pragmatischen Verknüpfung, die edle, nach allen Seiten hin abwägende Unpartheylichkeit, die heitere, leichte, wohlgeordnete Darstellung mit allen Eigenthümlichkeiten seines Styles, zeichnen auch dieses Werk aus. Man folgt der überall verständlichen, oft künstlerischen, zuweilen gemüthlich erhebenden Erzählung und Betrachtung mit fast gleichem Interesse durch alle Zeiten und Verhältnisse der äußeren Kirche, auch die verwickeltsten und äußerlichsten. Es erregt zunächst unser Wohlgefallen, überall Plan, Zusammenhang, Fortschritt zu entdecken; und, obgleich eine neuere, und wie ich glaube, — richtigere

Betrachtungsweise auch auf diesem Gebiete an vielen Puncten mehr geneigt seyn wird, öfter bewußtlose und nicht berechnete Bildungen aus der Idee und den Verhältnissen anzunehmen, — so hat doch die Planckſche Art eben in dieser Durchführung den Vortheil, daß man nichts, was sich irgendwo von Bewußtseyn und Absichtlichkeit zeigt, übersehen lernt, und so zugleich die andere Gefahr vermeidet, das Gebiet der Freyheit und Verantwortlichkeit in der Geschichte allzusehr zu beschränken. Auf jeden Fall erreichte Planck seinen Zweck, theils in größeren Kreisen für seinen Gegenstand zu interessiren, theils der damahls sich regenden Speculation über die Kirche und ihre Geschichte, sammt ihrem Nothwendigkeitsaberglauben, ein gehöriges Gegengewicht von wahrer und klarer Geschichte zu geben. Die Betrachtung hält sich, wie bemerkt, überwiegend an die äußere, rein menschliche Seite der Kirche, sie verweilt am liebsten bei den politischen und rechtlichen Combinationen, aber sie geht doch auch da, wo der Zusammenhang es mit sich bringt, auf die inneren und tiefer liegenden Momente gern ein, und sucht die Manifestationen der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit bescheidentlich zu enthüllen. Am Schluße aber stellt sie sich, gleichsam zum nun erst verdienten Lohn langer mühsamer Forschung, auf einen eben so allgemeinen, als geistig erhabenen Standpunct, und hält von da aus eine so schöne Ueberschau und Einschau in das Ganze, daß wir uns nicht enthalten können, sowohl die Schlußworte der Vorrede des letzten Bandes, als die des ganzen Werkes hier mitzutheilen. Diese letzteren lauten also: »Dahin (zu der Nothwendigkeit einer Reformation) war es mit der Kirche nach 15 Jahrhunderten gekommen! Aber wer möchte nicht darüber erstaunen, daß es erst nach 15 Jahrhunderten dahin kam? — Nachdem die Gottheit das Entstehen des Instituts durch die Einführung der Lehre Jesu in die Welt veranlaßt hatte, so hatte sie es ja auch wie alle ihre sonstigen Geschenke den Menschen selbst zum Gebrauch und zur Benutzung überlassen. Es war nun von ihnen selbst *ausgebildet* und *verbildet* worden. Es war von den verschiedensten Völkern und Nationen unter den verschiedensten Himmelsstrichen, auf den verschiedensten Stufen von wissenschaftlicher sittlicher,

geſelliger Cultur ihrem eigenen Geiſte, ihrer hergebrachten Verfaſſung und ihren allgemeinen Bedürfniſſen angepaßt worden. Es war alſo auch bey dem vielfach eintretenden Wechſel der Umſtände, der Einſichten und der Bedürfniſſe, — bey dem ewigen Wechſel der Menſchen und der Dinge vielfach umgebildet, und zu den verſchiedenſten Zwecken gebraucht und gemißbraucht worden, — welche Anſtalt von dieſer Art aber hat noch funfzehn Jahrhunderte hindurch unter Menſchenhänden ausgehalten? — Aber dieß Inſtitut iſt doch zugleich bey allem, was Menſchen daraus machten, unausſprechlich wohlthätig für die Menſchheit geblieben. Es iſt die wirkſamſte und die kräftigſte Bildungsanſtalt für ſie geworden. Es iſt mehr als einmal Rettungsanſtalt für das Heilige und Gute unter ihr in einigen der gefährlichſten Epochen ihrer Exiſtenz; es iſt Bewahrungsanſtalt für die Wiſſenſchaften in den Zeiten der finſterſten Barbarey; es iſt Sicherungsanſtalt für Recht und Wahrheit in den Zeiten der wildeſten Gewalt geworden: denn es hat ſelbſt in ſeinen verdorbenſten Formen immer noch etwas von dem Geiſte und dem Princip behalten, aus dem ſeine wohlthätige Kraft herausfließt. — Es wird alſo, denn dadurch hat ſich wohl das göttliche und unzerſtörbare, das darin liegt, hinreichend erprobt, — es wird auch im neunzehnten Jahrhundert nicht untergehen!« —

Zum Schluße der Vorrede aber ſchreibt er mit rührender Selbſtprüfung und Gewiſſenhaftigkeit: »Sonſt (nemlich in Beziehung darauf, daß ſeine »faſt eiferſüchtige Sorgfalt,« ganz unpartheyiſch gerecht zu ſeyn, beſonders durch die Zeitrichtung beſtimmt ſey), hoffe ich ſoll es ſich dieſem Werke in keiner andern Beziehung anſehen laſſen, in welche Zeit ſeine Vollendung hineinfiel [1]). Der Beſchäftigung damit hatte ich es großentheils zu danken und vielleicht öfter, als ich es wiſſen mag, zu danken, daß mein Geiſt und mein Gemüth weder durch ein Ereig-

[1]) Es war das Jahr 1809, worin der Kaiſer Napoleon die weltliche Macht des Pontificats völlig vernichtete, und außerdem noch andere Zeichen der Zeit die zerſtörende Uebermacht des Weltlichen über das Kirchliche auf eine zum Theil erſchreckende Weiſe kund thaten.

niß der Gegenwart, noch durch eine Beſorgniß für die Zukunft länger, als auf Augenblicke niedergedrückt wurde. So mag mir wohl, wie es mir jetzt erſt auffällt, da ich die letzte Zeile des Werkes gedruckt vor mir ſehe, ein momentaner Zeitdruck in dem Augenblicke, da ich ſie ſchrieb, die Bruſt etwas beengt haben; denn ſonſt würde ich die Weiſſagung, womit ſie ſich ſchließt, nicht bloß auf unſer Jahrhundert beſchränkt haben. Wenn dieß aber auch der Fall war, ſo habe ich nur damit eine weitere Erfahrung von dem ſchnell Vorübergehenden dieſes Gemüthszuſtandes gemacht, denn in dem gegenwärtigen Augenblicke fühle ich mich zugleich mit hoher Freude auf das lebhafteſte überzeugt, daß auch die bis an das Ende der Tage hinausgeſtreckte Weiſſagung unfehlbar eintreffen wird, und viel gewiſſer eintreffen wird, als ſie in der Form des letzten Wunſches eintraf, mit dem der edle Sarpi für ſein Vaterland ſtarb. Die Nichterfüllung jenes Sarpiſchen: Esto perpetua! in Beziehung auf ſein Vaterland haben wir in dieſen Tagen erlebt: aber für die Erfüllung des Erit perpetua in Beziehung auf die chriſtl. Kirche haben wir ja wohl eine höhere Garantie, — die nemliche, die uns überhaupt dafür bürgt, daß Recht und Wahrheit nie ganz untergehen kann.«

Solche Betrachtungen gehören zu den Feyerſtunden und Lichtmomenten des Lebens und ſind eben in ſofern wahre Actenſtücke der Biographie. —

Das Werk, von dem ſchon gegründeten Ruhme des Verfaſſers begleitet, fand überall Eingang, Achtung, Beyfall, keinen rauſchenden, den hatte, wie geſagt, keines ſeiner Werke, aber, wie es ſolchen Werken unter uns geziemt, deſto nachhaltigeren. Die biedere Gerechtigkeitsliebe, wodurch es ſich auszeichnet, lockte und feſſelte auch katholiſche Leſer, — natürlich nur von der unbefangeneren Art —, während ſchwächliche oder rein negative, kirchenſcheue Proteſtanten, aber freylich eben nur dieſe, daran Anſtoß nehmen wollten, daß der Geſchichtſchreiber der älteren katholiſchen Kirche ihre Vorurtheile, ihren Zorn und ihre Unwiſſenheit nicht begünſtigte. Die wahre höhere theologiſche Tendenz des Ganzen entging keinem Verſtändigen. Als ſein Jugendfreund Georgi ſie eine theodikäotiſche nannte, antwortete ihm

Planck: »Sie haben richtig gesehen. Dieß ist, wie ich glaube, die einzige, die sich ein Historiker voraus machen, oder voraus zu finden vornehmen darf, denn es ist die einzige, bey welcher er gegen jede Täuschung gesichert ist. Jede andere Tendenz kann wenigstens leicht einen verfälschenden Einfluß auf seine Ansicht von den Ereignissen haben. Hingegen bey dieser hat er niemals nöthig, sie nach seinem Gesichtspuncte zu drehen, sondern er kann sie immer nehmen, wie sie sich ihm darbieten und doch gewiß seyn, daß sie am Ende die Ansicht geben werden, die er nach seiner Tendenz ins Klare bringen will. Aber auch abgesehen davon, bin ich überzeugt, daß es keine fruchtbarere und belohnendere als diese giebt. Außerdem strebe ich als Historiker weiter nach nichts, als suum cuique zu geben ꝛc. — — Diese Gerechtigkeit suche ich aber bloß durch Wahrheit oder durch eine genaue wahre Darstellung aller Umstände, die das Urtheil über ein Factum bestimmen müssen, zu administriren; und gewiß bedarf man in den meisten Fällen weiter nichts dazu. Daher fürchte ich mich aber auch nicht vor dem Anstoße, den man hin und wieder daran nehmen mag.«

Planck besaß die Kirchengeschichte nicht als ein müssiges Capital, sondern als mit einer wahren magistra vitae lebte und lehrte er mit ihr in der Gegenwart. Während er daher mit der Geschichte der älteren Kirche beschäftigt war, hatte er nicht nur Aug und Ohr für die kirchlichen Erscheinungen seiner Zeit offen, sondern war auch, so oft es nöthig schien, zur öffentlichen Beurtheilung und Berathung derselben aus dem Schatze seiner historischen Weisheit allezeit bereit. So erschienen seit 1803 eine Reihe von kirchlich publicistischen Schriften, welche alle mehr und weniger bleibenden Werth haben. Die erste ist: Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptpartheyen, mit einer kurzen historischen Darstellung der Umstände, welche die Trennung der lutherischen und reformirten Parthey veranlaßten, und der Versuche, die zu ihrer Wiedervereinigung gemacht wurden. Tüb. 1803. Die Veranlassung dazu gaben mehrere, seit dem Anfange des

Jahrhunderts von Geiſtlichen und Weltlichen, Reformirten und Lutheranern, auch wohl Katholiken ausgegangene »patriotiſche Aufrufe, kosmopolitiſche Fragen, Rathſchläge, Gedanken und Bedenken« wo möglich zu einer Union aller Chriſtlichen Kirchen, oder doch wenigſtens der beyden Proteſtantiſchen. — Die Idee der Union liegt im Weſen gleichſam im Gewiſſen der Chriſtlichen Kirche, insbeſondere der Proteſtantiſchen. — Sie regt ſich daher zu allen Zeiten mehr und weniger, ſelbſt in den Momenten entſtehender Trennung. Aber es giebt auch unvermeidliche, nothwendige Trennungen, und in einem gewiſſen Sinne gehört das Princip der Verſchiedenheit und Sonderung eben ſo ſehr zum Lebensbeſtande der Kirche, wie die Union. Man kann eine vorhandene Trennung für ein Uebel halten, welches je länger je mehr weggeſchafft werden muß. Aber nicht jede Union iſt rathſam und praktiſch. Uebereilte Vereinigungen, ungründliche Ausgleichungen erſcheinen als das größere Uebel. — Dieß ſind mehr und weniger Erfahrungsſätze, aus denen wenigſtens ſo viel hervorgeht, daß es in der That zu den ſchwierigſten Aufgaben der theologiſchen Theorie und Praxis gehört, das Verhältniß zwiſchen Union und Sonderung richtig zu beſtimmen, wahre und falſche Sonderung, echte und unechte Union gehörig zu unterſcheiden, und für beydes eine richtige praktiſche Methode aufzuſtellen. Man hätte denken ſollen, nach ſo vielen Erfahrungen von Trennung und Union in der Kirche hätten bereits über beydes richtigere, — wenigſtens erfahrenere Vorſtellungen verbreitet ſeyn müſſen. Aber leider zeigte ſich in jenen Schriften meiſt das Gegentheil. Nicht einmal die betreffenden Verhältniſſe und Bedürfniſſe der Zeit ſchien man erkannt und verſtanden zu haben. Dieß bewog Planck, in jener Schrift zunächſt eine auf das Weſen der Chriſtlichen Kirche und ihre Geſchichte gegründete Theorie über kirchliche Trennung und Vereinigung aufzuſtellen. Indem er von der Proteſtantiſchen Unterſcheidung zwiſchen der wahren innern, und der ſichtbaren äußeren Kirche ausgeht, zeigt er, wie auf dieſer Seite die Differenz der Kirchen eben ſo natürlich als nothwendig ſey. Er entwickelt ſo den Gegenſatz der Proteſtantiſchen und Katholiſchen Anſicht über die Trennungen

in der äußeren Kirche, und indem er dabey auf die inneren ethischen Momente genauer eingeht, unterscheidet er zwischen nothwendiger oder pflichtmäßiger und nur zulässiger Trennung, giebt die Bedingungen einer jeden an, weist aber bey den bloß zulässigen auf die Momente der Klugheit und Weisheit hin, wodurch auch die zulässigste unräthlich gemacht werden kann. Nachdem er sodann vom Protestantischen Standpuncte das Unwürdige und Unchristliche des Hasses und der Verfolgung gegen die Getrennten erörtert hat, entwickelt er die Theorie der Union getrennter Partheyen. Er unterscheidet mit Chph. Matth. Pfaff eine dreyfache Art derselben die absorptiva, temperativa und conservativa, zeigt auf geschichtliche Weise die Schwierigkeit einer jeden, und gewinnt am Ende das Resultat, daß jede Art einer förmlichen Union unthunlich und unrathsam sey. Indem er dann von seiner Theorie die besondere Anwendung auf die Union der beyden Protestantischen Hauptconfessionen macht, geht er die Geschichte der Trennung und der verschiedenen Unionsversuche durch, und obwohl er die schon im Anfange der Reformation gemachte Trennung für keineswegs nothwendig erklärt, die daraus entspringenden Uebel keineswegs verschweigt, sieht er sich doch theils durch die Erfahrungen der Geschichte, theils durch eine aufmerksame Beobachtung der Gegenwart zu der Enderklärung genöthigt, daß die inneren Veränderungen im Zustande beyder Kirchen, das Absterben des Partheyhasses, ihr inneres religiöses und wissenschaftliches Zusammenwachsen uns über die Nothwendigkeit einer förmlichen, absichtlichen Union überheben, und daß so wünschenswerth auch diese immer bleiben möge, auch im Kleinen gleichsam vorläufig mit Glück gemacht werden könne, doch die Gefahren und Bedenklichkeiten einer im Großen und Ganzen zu betreibenden äußeren Union immer noch für so bedeutend gehalten werden müßen, daß man vorerst besser thue, das Werk einstweilen mehr nur vorzubereiten mit edler Geduld und guter Weile.

Diejenigen, welche in den menschlichen Dingen, je zarterer und geistigerer Art sie sind, desto mehr die Vorsichtigkeit lieben und die edle Klugheit, die das Gute will ohne allen Schaden

und nur, wenn es in der Zeit gehörig reif ist, — werden auch jetzt, nachdem die Erfahrungen auf diesem Gebiete sich vermehrt haben, Plancks Ansicht für die allein richtige halten. Die Indifferenten, vielleicht die Mehrzahl noch jetzt, zählen weder unter den Tadelnden noch unter den Billigenden. Andere aber, welche aus der Begeisterung für die Idee mehr Kühnheit und Vertrauen schöpfen, und sich für berufen und fähig halten, die Verhältnisse nach der Idee zu bilden und die Reife zu beschleunigen, werden ihm vorwerfen, theils daß er den Werth der äußeren Kirchengemeinschaft als nothwendiger Manifestation der inneren nicht hoch genug angeschlagen, theils eben deßwegen die Nothwendigkeit der Union nicht scharf genug erkannt, endlich die Hindernisse und Hemmungen in der Zeit überschätzt habe. Man kann dieß bis auf einen gewissen Punct zugeben, aber es giebt Erfahrungen der neuesten Zeit, welche es wenigstens für den Augenblick bedauern lassen, daß man bey den neuesten Unionsversuchen, um alles Mißlingen fern zu halten, die wohlwollenden und verständigen Rathschläge des weisen Mannes nicht genug beachtet hat.

Einige Jahre später beschäftigten den aufmerksamen Beobachter ganz besonders die Erscheinungen am Horizont der katholischen Kirche. Durch die politischen Veränderungen seit dem Frieden von Lüneville und Preßburg waren in Deutschland mehrere Katholische Provinzen unter die Herrschaft Protestantischer Fürsten gekommen, namentlich des Königes von Würtemberg, und der Großherzöge von Baden und Darmstadt. Die Regulirung der katholischen Kirchen in diesen Ländern, besonders in ihrem mehr und weniger veränderten Verhältnisse zum Römischen Stuhle, hatte große Schwierigkeit. Unterhandlungen der Protestantischen Fürsten mit Rom waren unumgänglich. Aber wie, in welcher Form, nach welchen Principien sollte man unterhandeln? In Würtemberg waren seit 1806 durch den Päpstlichen Legaten della Genga Verhandlungen eingeleitet, aber im Anfange des Jahres 1808, als man schon am Ende zu seyn glaubte, durch die plötzliche Abreise des Nuntius abgebrochen worden. Planck hatte im Stillen die Zeichen und Verhältnisse der Zeit in Beziehung

auf jene Angelegenheit aufmerksam beobachtet, und seine Ansichten, Wünsche und Rathschläge darüber bereits zum Theil niedergeschrieben; aber während der Unterhandlungen wollte er nicht irgendwie unbescheiden und voreilig eingreifen. Erst, als der Abbruch derselben bekannt wurde, glaubte er desto unbefangener und wirksamer damit hervortreten zu können. So erschienen seine Betrachtungen über die neuesten Veränderungen in dem Zustande der Deutschen Katholischen Kirche und besonders über die Concordate zwischen Protestantischen Souverains und dem Römischen Stuhle, welche dadurch veranlaßt werden möchten. Hannover 1808. Er entwickelte hier den Zweck und Begriff solcher Verhandlungen, zeigte ihre Schwierigkeiten, erörterte die Grundsätze der Gerechtigkeit, Billigkeit, Klugheit, wonach man dabey zu verfahren habe, und gab so reiche historisch begründete und praktische Rathschläge und Winke, daß, wenn mich nicht alles täuscht, die späteren Unterhandlungen seit dem Jahre 1814 nur in dem Grade glücklich gewesen sind, in welchem sie den von Planck bezeichneten Weg eingeschlagen haben.

Unmittelbar darauf nahm eine andere kirchliche Angelegenheit und Verhandlung der Zeit seine Aufmerksamkeit und historische Erfahrung in Anspruch. Seit 1804 waren zunächst von Frankreich aus, von katholischen Geistlichen und Weltlichen, ja sogar von einem katholischen Bischofe wiederholte Aufforderungen und Vorschläge zur Vereinigung der Protestantischen mit der katholischen Kirche ausgegangen. Ihrer Natur nach gingen diese Aufforderungen entweder, sofern sie von dem katholischen Clerus ausgingen, auf eine Unterwerfung der Protestantischen Confession unter die katholische, also auf eine unio absorptiva, oder wie der Vorschlag des Juristen Beaufort lautete, auf die Ausmittlung einer bloß äußeren Einheit der Kirche und des Cultus mit völliger Indifferenz gegen die Verschiedenheiten des Dogmas und der religiösen Ueberzeugung, wobey der weltlichen Macht in ihrer Indifferenz gegen die innere Religion das Recht gegeben wurde, jene äußere Einheit zu reguliren und zu gebieten. Die Aufgeregtheit und Krisis der Zeit, das Uebergewicht des Politi-

schen über das Kirchliche, die Verbreitung und Macht des religiösen Indifferentismus machten jene Aufforderungen bedenklicher und gefährlicher, als sie an sich waren. Als sie nun gar auch in Deutschland einigen Anklang zu finden schienen, fühlte Planck sich berufen, ein ernstes Wort der Warnung und Verwahrung dagegen zu reden, und so erschienen seine trefflichen Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der Protestantischen. Göttingen 1809. Man kann diese kleine Schrift als eine Ergänzung der früheren über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten Christlichen Hauptpartheyen ansehen. Er giebt hier erst die Anwendung seiner Theorie auf das besondere Verhältniß zwischen der Katholischen und Protestantischen Kirche. Er räth die Vereinigung in jeder Art eben um des wahren Friedens willen ab. Er leugnet das Gemeinsame zwischen beyden Confessionen nicht, und erkennt die im Wesen des Christenthumes selbst liegende Nothwendigkeit einer dereinstigen Vereinigung an. Aber unter den obwaltenden Verhältnissen wird es ihm nicht schwer, die völlige innere Unmöglichkeit derselben zu zeigen. Die Differenzpuncte waren noch zu wesentlich und scharf. Einsichtig und klug wägt er den möglichen Gewinn und Schaden gegeneinander ab: er hält diesen für ungleich größer, jenen in jedem Fall für höchst problematisch. Und da er nicht bloß von falschem und gefährlichem Frieden abrathen, sondern zu dem wahren hinführen will, bezeichnet er zuletzt als einzig richtigen Weg, dazu zu gelangen, die wachsende Einsicht und fortgesetzte Belehrung auf beyden Seiten über das Gemeinsame und Eigenthümliche beyder Confessionen, über die Grundlosigkeit und das Unchristliche des gegenseitigen Hasses und der Eifersucht, — endlich über das gemeinsame, allein wesentliche praktische Moment in der Religion. Dabey wird freylich der selbstständige Werth und der innere Zusammenhang des Dogmatischen mit dem Praktischen etwas verkannt. Aber die Klarheit und Klugheit, die Herzlichkeit und Biederkeit, womit er redet, verschafften seiner Friedenspredigt auch unter den Katholischen Eingang und Beyfall. Die einstweilige Unmöglichkeit der Union ist seitdem in beyden Kirchen fast zum Axiom

geworden. Außerdem aber haben die Worte des Friedens wohl am meisten dazu beygetragen, Plancks Namen auch der Katholischen Kirche besonders ehrwürdig und lieb zu machen. Seit der Reformation hat es keinen namhaften Protestantischen Theologen gegeben, der die Achtung beyder Kirchen in dem Grade genossen. Sonst konnte nur geschehen, daß, wer der fremden Parthey lieb wurde, bey der eigenen an Liebe einbüßte. Daß es bey Planck anders war, lag freylich zum Theil in der Zeit und ihren verborgenen, unbewußten Unionsmächten, aber es gehörte seine Persönlichkeit und Tugend dazu, um während er die äußere Union abrieth als ein wahrer Friedensmann von beyden Partheyen anerkannt zu werden. Aber solche unirende Persönlichkeiten enthalten mehr wahre Union, als alle Unionsformulare. So konnte ihm das erfreulich Seltsame begegnen, was noch ein Jahrhundert früher rein undenkbar gewesen wäre, daß zu seinem Jubileum eine ganze Katholisch-theologische Facultät sich erhob, ihm ihre Verehrung und Liebe öffentlich zu bezeugen. Ja man wußte von ihm selbst in Rom, an einem Orte also, wo nicht leicht ein Protestantischer Theolog mit seinen Büchern anders, als im index prohibitorum genannt wird. In den Verhandlungen der Hannoverschen Regierung wegen des Concordats ist vorgekommen, daß der Cardinal Consalvi sich auf den berühmten Dottore Planck berief, dessen Auctorität man doch in Hannover geneigt seyn werde anzuerkennen. Dieß gehörte freylich zur Römischen Politik. Aber in der That übertraf Planck manche katholische Theologen durch Kenntniß und Anerkennung katholischer Zustände und Rechte.

Dieser Ruhm würde auch noch heut zu Tage Verdacht erregen, wenn nicht die Katholischen selbst das Zeugniß gegeben hätten, daß er »den besonderen Standpunct des Protestanten nie aus den Augen verloren habe.« Bey aller Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Katholische Kirche war er von ganzem Herzen Protestant, ein unwandelbarer Freund und Vertheidiger der Reformation und ihrer Helden, und er hielt große Stücke darauf, daß das edle Werk derselben in seinem wahren Grund und Wesen wiederholt auch den Gegnern dargestellt werde, unvergrößert,

aber auch unverkleinert. Das Bestreben einiger Neueren, jenes Werk »durch mehrere Sorten angelaufener Gläser zu zeigen,« war ihm widerwärtig. Indem er sich darüber in der Vorrede zu Zimmermanns Deutscher Uebersetzung von Melanchthons Leben Luthers, mit Anmerkungen seines Freundes des Professors von Villers, Götting. 1813. 8. kurz und bündig erklärt, charakterisirt er zugleich jene Lebensbeschreibung auf eine Weise, die nicht vergessen werden darf. »Sie enthält, sagt er, weit mehr, als was zur persönlichen Geschichte Luthers gehört. Sie beschreibt, was Luther als Reformator that, aber sie beschreibt es mit so kunstloser Einfalt, und so anspruchsloser Bescheidenheit, bey der man aufs lebhafteste fühlt, daß sie gar keiner Uebertreibung fähig ist, und daß es ihr weder um Lob noch Bewunderung, sondern um Wahrheit und Aufrichtigkeit zu thun ist, und sie beschreibt es doch zugleich so treu, so treffend und anschaulich aus dem vorhergehenden Zustande der Dinge heraus, daß man von der natürlichen und ungeschminkten Wahrheit der Erzählung eben so stark ergriffen, als von der Demuth des Erzählers angezogen wird.«

Unterdessen war die große Epoche der neueren Geschichte des Jahres 1813 eingetreten. Planck begrüßte sie mit freudigem Dank gegen Gott und großer Hoffnung. Aber sie nahm nicht bloß sein patriotisches Mitgefühl, sondern auch seine schriftstellerische Thätigkeit in Anspruch. Es entging ihm nicht, daß der Anfang neuer Entwicklung auch die Gefahr neuer Verwicklungen in sich schloß. Wie auf dem politischen und bürgerlichen, so waren auch auf dem kirchlichen Gebiete Geist und Verhältnisse vielfach verändert; überall Stoffe und frische Triebe zu neuen Gestaltungen; des Alten viel zerstört, mehr noch vergessen; — aber immer noch genug, um zu Restaurationen, guten und schlechten, aufzufordern. Ehe das Neue seine Anknüpfungen und Fugen im Alten fand, in dem Alten das Lebendige von dem Todten sich gehörig schied, in dem Neuen Schein und Wesen, war ein Kampf der mannigfaltigsten Richtungen, Uebertreibungen und Hemmungen unvermeidlich. Planck beobachtete den entstehenden Kampf aufmerksam. Er hatte seinen Standpunct bald gewonnen, und

fühlte ſich gedrungen, der Zeit mit ſeinen Betrachtungen und Rathſchlägen, ſeinen wohlwollenden Wünſchen und Warnungen aus dem unverſiegbaren Schatze hiſtoriſcher Weisheit zu Hülfe zu kommen. So erſcheinen ſchnell auf einander folgend zwey Gelegenheitsſchriften, von denen die erſte Betrachtungen und Wünſche enthält: Ueber die gegenwärtige Lage und Verhältniſſe der katholiſchen und der proteſtantiſchen Parthey in Deutſchland und einige beſondere zum Theil von dem Deutſchen Bundestage darüber zu erwartende Beſtimmungen. Hannover 1816. 8.

Indem er hier die kirchlichen Verhältniſſe und Bedürfniſſe genauer erörtert, geht er beſonders darauf aus, beyden Kirchen eine ſolche Stellung gegeneinander und gegen den Staat zu geben, daß jede die gehörige Sicherheit und Freyheit gewinnt. Die Proteſtantiſche Kirche ſteht an äußerer Sicherheit und Einheit der Katholiſchen immer nach. Dieß hat ſein Gutes, aber auch ſein Schlimmes, und es ſollte nicht vergeſſen werden, daß Planck, dem das äußere Kirchenthum ſonſt wenig galt, und der überall mehr dem Geiſte, als der Form vertrauete, dennoch wohl belehrt und erwägend, was die Zeit fordere, einmal in Beziehung auf das geſammte Vaterland die Errichtung eines neuen Corpus Statuum Evangelicorum in Vorſchlag bringt, ſodann aber den Wunſch ausſpricht, daß in jedem einzelnen Staate das Religions- und Kirchenweſen beyder Partheyen unter den Schutz der Conſtitution geſtellt werden möchte.

Die zweyte Schrift über den gegenwärtigen Zuſtand und die Bedürfniſſe unſrer Proteſtantiſchen Kirche bey dem Schluſſe ihres dritten Jahrhunderts, Betrachtungen, Vorſchläge, Wünſche. Erfurt 1817. 8. iſt eine Art von Vorbereitung auf das Jubileum der Reformation, zunächſt mehr dämpfend, als anfeurend und erregend. Der Eifer, der Enthuſiasmus, womit das erſte und zweyte Jubileum gefeyert worden ſey, könne, meint er, für das dritte nicht erwartet werden. Die gefeyerte Begebenheit ſey um ein Jahrhundert weiter zurückgetreten, der Sectenhaß, der den früheren Jubileen einen beſonderen Reiz gegeben, ſey verſchwun-

den, die neuere Theologie habe den positiven Werth der Reformation mannigfaltig verringert, und die Zahl der indifferenten Namenchristen in der Protestantischen Kirche sey größer als je. Indem er nun nach seiner Art das Bedenkliche und Unbedenkliche dieser Erscheinung gegeneinander abwägt, glaubt er am Ende Ursache genug zu haben, den gegenwärtigen Zustand vergleichungsweise für besser halten zu dürfen, als jeden früheren. Aber da er die wirklich bedenklichen Zeichen der Zeit weder leugnet noch geringschätzt, unterläßt er nicht, theils zu warnen vor falschen Maaßregeln und Richtungen, insbesondere vor der politischen und poetischen Religion und dem Mysticismus, theils den rechten Weg zu zeigen, nemlich die einfach biblische, eben so sehr den Willen, als den Verstand in Anspruch nehmende Predigt des Evangeliums, welche vor allen Dingen Buße und Besserung verlangt.

Manchem wird in der gegenwärtigen Zeit, wo Reden ganz anderer Art gehört werden, — der weniger begeisterte, mehr negative, als positive Ton dieser Betrachtungen nicht zusagen, aber die Stimme der Mäßigung hat auch dann, wenn sie mehr die Irrthümer und Gefahren als die volle Wurzel des Rechten aufdeckt, zu allen Zeiten ihr Recht und ihren Nutzen.

Wir haben, um die praktischkirchliche oder kirchlichpublicistische Seite der schriftstellerischen Wirksamkeit Plancks vom Jahre 1803 bis 1817 im Zusammenhange darzustellen, einige kleinere Schriften [1]), die zum Theil vor, zum Theil in diesen Zeitraum

---

[1]) Diese sind: Erstlich eine Abhandlung in Flatts Magazin für Christl. Dogm. u. Mor. St. 1. S. 219—237. über die Bildungsgeschichte unserer orthodoxen symbolischen Lehrform von der Rechtfertigung, — aber nur der Anfang, der die Differenzen im Ursprung der Lehre kurz, aber für unser heutiges Bedürfniß nicht tief genug eingehend bezeichnet. Sodann ebendaselbst St. 2. S. 1—23. über den Inspirationsbegriff, wodurch der strengere, aber nicht der ältere Begriff aus dem sittlichen Charakter Jesu, der seinen Jüngern eine außerordentliche Einwirkung des Geistes verspricht, vertheidigt wird. In der Gesch. d. Univers. Gött. v. Saalfeld S. 294. wird dieser Aufsatz unter den Plancksschen angeführt, im Magazin aber

fallen, übergangen. Unter dieſen verdienen aber beſonders zwey hervorgehoben zu werden, welche beyde mit ſeiner vaterländiſchen Jugendfreundſchaft in naher Verbindung ſtehen. Die erſte iſt eine kurze Vorrede zu ſeines Jugendfreundes Geß Merkwürdigkeiten aus Hinkmars Leben 1806. Er hatte dieſem, der einen Stoff zu litterariſcher Beſchäftigung wünſchte, vorgeſchlagen, allein aus den Werken Hinkmars von Rheims eine Spezialcharte von dem kirchlichen Zuſtande in der Mitte des 9ten Jahrhunderts zu entwerfen. Indem er nun dieſen Vorſchlag rechtfertigt, macht er auf die Wichtigkeit der kirchenhiſtoriſchen Biographie aufmerkſam, erörtert ihr Weſen und fordert zu einer ſolchen auf über den heiligen Bernhard. Ich weiß nicht, ob Neander, der in den Jahren 1806 — 1808 ſein Zuhörer war, dadurch zu ſeinem heiligen Bernhard veranlaßt worden iſt. Planck aber hat unſtreitig das Verdienſt, zur fruchtbaren Bearbeitung dieſes kirchenhiſtoriſchen Gebietes zuerſt aufgefordert und angewieſen zu haben. Die zweyte Schrift iſt ſein Aufſatz über Spittler als Hiſtoriker 1811, eine der ſchönſten und lehrreichſten Charakteriſtiken, an der ſeine vertraute Freundſchaft mit Spittler von Jugend auf, und ſeine eigene Kunſterfahrenheit gleichen Antheil haben. — Daran ſchließt ſich die neue Ausgabe und Fortſetzung des Spittlerſchen Grundriſſes der Geſchichte

---

iſt er unterſchrieben Lz. Dem Geiſte und Style nach kann er von Planck ſeyn. Ferner über Chriſtl. Lehrweisheit in Salfelds Beyträgen zur Kenntniß und Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in den Königl. Braunſchw. Lüneb. Churlanden Bd. 4. Heft 4. S. 1. Das Muſter Chriſti wird empfohlen und der Satz eingeſchärft, daß Eifer ohne Weisheit doch zuweilen ein unſicherer, ſo wie Eifer ohne Erkenntniß immer ein gefährlicher Führer ſey. Endlich in Salfelds neuen Beyträgen Bd. 1. Heft 4. S. 306 ff.: Ueber die Weisheit des chriſtl. Religions-Lehrers in der Wahl und Beſtimmung der Form ſeines Vortrags nach 1 Kor. 1, 17 — 25., unvollendet. Saalfeld in der Geſch. d. Univ. Göttingen führt auch an eine Vorrede zu Flügges Geſch. des Glaubens an Unſterblichkeit 1794. Eben ſo Meuſel. Aber ich habe in keinem der drey Theile dieſes Werkes weder eine Planckſche Vorrede noch Nachrede gefunden, ſie müßte denn ſehr verſteckt ſeyn.

der christlichen Kirche 1812, in der er mit großer Kunst ohne seine Eigenthümlichkeit zu verleugnen im Geiste seines Freundes die neueste Kirchengeschichte im Abriß darzustellen sucht.

Das Jubileum der Deutschen Reformation, zu deren Akademischer Feyer er sich als Redner der Universität berufen fühlte, die Wohlthaten und Verdienste der Reformation um die Religion, den Staat und die Wissenschaften in einer öffentlichen Lateinischen Rede zu preisen [1]), — scheint ihn auf eine Zeitlang dem Studium der Geschichte des Reformationszeitalters wieder zugeführt zu haben. Schon im Jahre 1813 hatte der Schottische Geistliche, Thomas M'Crie, das Leben des Reformators John Knox zum zweyten Male herausgegeben. Die Eigenthümlichkeit der Schottischen Reformation überhaupt, die bey aller Verschiedenheit mit der Deutschen viel verwandter ist, als die Englische, insbesondere aber der heroische, Luther ähnliche, und doch auch wieder verschiedene Charakter des großen Schottischen Reformators, selbst in England und Schottland durch absichtliche Verfälschung oder Unwissenheit partheyischer Historiker vielfach entstellt, — in Deutschland so gut wie unbekannt, — das alles hatte für Planck so viel Anziehendes, daß er durch einen gedrängten Auszug aus M'Crie's actenmäßiger und unpartheyischer Darstellung auch unter uns allgemeineres Interesse dafür erregen zu können glaubte, zumal bey der bevorstehenden Jubelfeyer der Deutschen Reformation. So erschien das Leben des Schottischen Reformators Johann Knox mit einem Abrisse der Schottischen Reformationsgeschichte von

---

[1]) Oratio Jubilaris de beneficiis, quae ex Reformatione in religionem, in rem publicam atque in litteras per tria jam saecula non solum continuata, sed sensim majora et ampliora redundarunt, — in festo saeculari Reformationis Sacrorum memoriae consecrato tertium redeunte habita die Calend. Novembr. anni MDCCCXVII coram Senatu et Concilio Academiae Georgiae Augustae in novo Universitatis auditorio, in der Beschreibung der Feyerlichkeiten, wodurch das Reformations-Jubelfest von der Georg-August Universität zu Göttingen begangen worden. Götting. 1818. S. 50 ff.

Dr. Thom. M'Crie, Prediger zu Edinburgh. Aus dem Englischen in einem kürzeren Auszuge in das Deutsche übersetzt und mit einer Vorrede herausgegeben. Göttingen 1817. 8. Der geschickte Auszug hat Vorzüge vor dem Original, das Gemälde ist concentrirter, die Uebersicht leichter. Die Vorrede vergleicht den Schottischen Reformator mit Luther eben so wahr, als liebevoll.

Die große Aufregung des Jubeljahres der Reformation war noch nicht vorüber, als Planck, vielleicht eben dadurch bestimmt, ein neues größeres historisches Werk entwarf, zum Schluß seiner historischen Arbeiten, — eine Geschichte des Christenthumes in großen Umrissen, von der ersten Gestalt im Geiste seines Stifters und seiner Apostel, durch alle Veränderungen hindurch bis auf unsere Zeit herab. Er wollte, wie er einem Freunde schreibt, darin zeigen, »daß das Christenthum schon von der zweyten Generation an vielfach falsch verstanden, das Eigenthümliche seines Geistes im Verlaufe der Zeit immer mehr entstellt und verdunkelt, jetzt durch diese, jetzt durch jene Richtung, die man ihm gab, von dem Geiste seines Stifters immer weiter entfernt, selbst durch die Reformation nicht ganz zu diesem wieder zurückgebracht, und auch jetzt noch für Tausende nicht in seiner wahren Gestalt kenntlich geworden sey.« — Die Erscheinung ist unleugbar, aber so für sich genommen höchst trostlos und ein apologetisches Räthsel. Fortschreitende Entstellung, Verdunklung der selig machenden Wahrheit fast von Anfang an, — und selbst nach der Reformation noch so weit ab von der ursprünglichen wahren Gestalt, — was kann betrübender, schmerzhafter seyn! Gibbons Geschichte des Verfalls des Römischen Reiches wäre heiter dagegen. Aber gewiß hätte Planck eben so sehr durch die Wahrheit der Geschichte, welche auch die andere Seite zeigt, wie durch die Macht seines Gemüthes, das sich auf die Wege der Vorsehung verstand, — die beruhigende Lösung des Räthsels gefunden und nicht verschwiegen.

Wir haben von diesem Werke nur den Anfang, die Geschichte des Christenthumes in der Periode seiner

ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel, 2 Bände 1818. 8. [1]). Die Schrift hat zugleich den apologetischen Zweck, den göttlichen Ursprung des Christenthumes, die Göttlichkeit seines Stifters auf historischem Wege nachzuweisen. Aber die Hauptaufgabe ist, aus dem N. T. die Hauptmomente der ursprünglichen Lehre und des Planes Jesu näher zu bestimmen. Planck findet, daß jene wesentlich in der richtigen Darstellung der Heiligkeit und Liebe Gottes und in dem praktischen Hauptsatze bestehe, daß der Mensch nur durch Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, verbunden mit einem heiligen Wollen und Handeln, Gott wohlgefällig und selig werden könne und solle. Der Plan Jesu aber, eben jene Lehre auszubreiten, umfasse die ganze Menschheit durch alle Jahrtausende. Weder Lehre noch Plan seyen aus dem verdorbenen und erstorbenen Judenthume, noch aus irgend entfernteren fremden Quellen der Weisheit, sondern einzig und allein aus dem höherbegabten Geiste Christi geflossen. Nachdem dann das Planmäßige und die heilige Weisheit in der Lehr- und Handlungsweise Christi geschildert, der Erfolg seiner Bemühungen bey seinen Jüngern und Zeitgenossen geschätzt, das Fördernde und Hemmende bey der Ausbreitung des Evangeliums gegen einander abgewogen worden ist, — werden die verschiedenen Stufen und Richtungen der Christlichen Erkenntniß im apostolischen Zeitalter unterschieden und charakterisirt.

Neuere verlangen eine schärfere Kritik des historischen Stoffes, zugleich eine ideenvollere oder tiefere Auffassung. Man wird vielleicht finden, daß das charakteristische Princip des Evangeliums nicht scharf genug bestimmt, Lehre und Geschichte Christi dabey nicht lebendig genug zusammengefaßt und auf ihren inneren Einheitspunct zurückgeführt sind. Um die volle Unbefangenheit des Historikers zu behaupten, verwirft Planck jede Voraussetzung der Inspiration der heiligen Bücher. Aber er protestirt

[1]) Davon erschien eine Holländische Uebersetzung Amsterd. 1819. Das einzige Werk unter den Planckschen, welchem die Ehre einer Uebersetzung in fremde Sprache zu Theil geworden.

eben so entschieden gegen die rein negative Kritik, wie gegen die mythische Behandlung, die am Ende dahin gekommen ist, der evangelischen Geschichte alles zu lassen, nur nicht, daß sie wirklich geschehen ist. Die Schrift fand allgemeine Anerkennung, aber sie befriedigte nicht allgemein. Den Rationalisten auf der äußersten Linken schien sie nicht genug verneint und verworfen, den Andern das Positive und Wunderbare nicht genug geschätzt und geschützt zu haben. Aber sie hat als bestimmter Ausdruck seiner eben so freyen als liebevollen Anerkennung und praktischen Verständigung des Christenthums und als Resultat seiner eben so ernsten als bescheidenen historischen Forschung bleibenden Werth.

An der Fortsetzung dieses Werkes hinderte ihn wohl weniger das zunehmende Alter, als, wie er einem Freunde vertraulich andeutete, die Furcht, daß sein Werk in der Art, wie er es entworfen hatte, bey aller Entschiedenheit und Reife in seinem Geiste doch für die sich von neuem wieder verwirrende und mißverstehende Zeit nicht reif und mächtig genug seyn und so die Mißverständnisse nur vermehren werde.

Statt dessen versuchte er lieber, sein streitendes Zeitalter oder vielmehr sich selbst mit demselben über einen andern höchst wichtigen Punct, ja über einen der letzten Entscheidungsgründe der Christlichen Apologetik zu verständigen, nemlich über die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des historischen Beweises für die Göttlichkeit des Christenthumes. So erschien die Schrift unter diesem Titel, zugleich als Versuch zu besserer Verständigung unsrer theologischen Partheyen. Göttingen 1821. 8.

Eben so scharf verständig, als mild gemüthlich, und nach seiner Art scheidend und ausgleichend zugleich, — bezeichnet diese Schrift deutlicher und offener, als irgend eine andere den Standpunct seiner theologischen Ueberzeugung nach einer mehr als 40jährigen Erfahrung und Forschung.

Planck war, wie alle Theologen seines Alters, mit dem einfachen Glauben an den göttlichen Ursprung des Christenthumes von Hause ausgegangen. Man verstand darunter mit

Bestimmtheit die unmittelbare Offenbarung Gottes in Christo; und überließ es den Deisten, durch den Begriff einer mittelbaren, d. h. einer nur durch die natürliche Causalität gegebenen Offenbarung das Wesen der Christlichen zu umgehen oder aufzuheben. Aber bey allem Supranaturalismus in diesem Puncte verzichteten die älteren Theologen keineswegs auf die verständige Einsicht in den Inhalt und Zusammenhang der Christlichen Offenbarung. Nur, daß man, je mehr man sich in die Christliche Wahrheit hineinlebte, desto mehr sich für verpflichtet hielt, unter der Voraussetzung der Glaubwürdigkeit der heiligen Schriftsteller, Christo und den Aposteln, wenn sie das Factum der Offenbarung bezeugen, einfach und demüthig zu vertrauen und zu glauben. Das Bewußtseyn der menschlichen Schwäche, das innere Bedürfniß der Erlösung, endlich die lebendige Erfahrung von der erlösenden Kraft der Christlichen Offenbarung, — das alles gab jenem Glauben in lebendigen Christlichen Gemüthern eine Festigkeit und Sicherheit, die jedem Zweifel zu trotzen schien. Die deistische Probe war auch wirklich bestanden, und diese Opposition bey der Flachheit ihrer Reflexion und andern wesentlichen Schwächen leicht überwunden. Aber die ungleich schwerere und gefährlichere Prüfung und Opposition stand bevor. Es trat in unsrem Vaterlande die Zeit ein, wo im unvermeidlichen Fortschritt alte Denk- und Lebensformen zerbrochen wurden, weil sie den neuen Geist nicht mehr zu halten vermochten [1]). Die zerstörende Macht des neuen Geistes traf nicht etwa nur gelegentlich auch das kirchliche, theologische Gebiet, sie ging zum Theil davon aus. Niemand soll leugnen, daß es in dem menschlichen Bau viel Holz, Gras und Stoppeln gab. Das mußte offenbar und verzehrt werden im Feuer der Zeit. Aber in dem Bau der Christlichen Kirche giebt es immer auch bewährtes Gold, Silber und Edelgestein, das nicht verschleudert, und sie hat einen Grund und einen Eckstein, der, weil ihn Gott gelegt hat,

---

[1]) Eine der treffendsten Schilderungen dieser gewaltigen Zeit s. in von Bergers Leben v. Prof. Ratjen, mit Andeutungen und Erinnerungen v. J. R. 1835. 8. S. 54 ff.

nicht ungeſtraft verrückt und verworfen werden darf. Alle wahre Reformation läßt den Grund ſtehen und hält zu Rathe, was in dem alten Bau gut und ſicher iſt. Die Zeit aber kam bis an die äußerſte Grenze, wo die Revolution anfängt.

Die lebloſen, entgeiſteten Formeln, die willkührlichen Begriffe waren leicht erkannt und beſeitigt. Aber dabey blieb man nicht ſtehen. Aus dem Ernſte und Leichtſinn der hiſtoriſchen Kritik und Skepſis, dem guten Muthe und dem Uebermuthe der philoſophiſchen Reflexion und Speculation ging der moderne Rationalismus hervor, der einmal entbunden nicht eher ruhete, als bis er mit ſeinen Zweifeln auch den tiefſten Glaubenspunct, die Offenbarung Gottes in Chriſto, erreicht hatte. Man beſtritt eben ſo ſehr die hiſtoriſche Sicherheit des Factums, als die philoſophiſche Möglichkeit und praktiſche Nothwendigkeit des bibliſchen Begriffs. Um ſich jedoch im Zuſammenhange mit dem Glauben der allgemeinen Chriſtlichen Kirche zu erhalten, behielt man den Ausdruck Offenbarung bey, aber man beſchnitt und ſchwächte ihn faſt bis zur Vernichtung ſeines Inhaltes. Es fehlte nicht an Widerſpruch und Abwehr. Aber die wiſſenſchaftlichen Waffen der älteren Schule waren zu ſtumpf und ſchwach geworden, und die alte concentrirte Macht des einfachen Glaubens war bereits gebrochen, und noch nicht wieder neugeboren. So fand die rationaliſtiſche Denkweiſe immer mehr Eingang, und wurde immer ſchärfer und zerſtörender, je mehr ſie bekämpft wurde. — Allmählich aber trat im Streite eine neue Richtung hervor, ich möchte ſie die conſervirend-reformatoriſche nennen. Die Partheyen, anfangs maſſenhaft, ſpalteten ſich; je mehr ſie ſich aber ſpalteten, deſto mehr entſtanden aus dem Bewußtſeyn der Wahrheit, die immer ihre Macht hat, auf beyden Seiten Modificationen, ja Coalitionen der Gegenſätze.

Ein Theil derjenigen, welche an den Chriſtlichen Grundbegriffen feſthielten, erkannte die Nothwendigkeit einer ſchärferen Kritik und ſtrengeren Exegeſe. Wer die Chriſtliche Wahrheit will, muß auch jene wollen. Aber auch die Chriſtliche Wahrheit duldet keinen Zwieſpalt im menſchlichen Geiſte. Die Verſöhnung des Chriſtlichen Glaubens mit dem neuen Wiſſen, der neuen

Forſchung, wurde immer entſchiedenere, unabweisbare Forderung der Zeit. So entſtand der neuere Supranaturalismus, der die Wahrheit des Rationalismus in ſich aufzunehmen ſuchte. Um den leidigen Gegenſatz zwiſchen dem Poſitiven und Rationellen, dem Hiſtoriſchen und Speculativen für immer aufzuheben, ſetzte er beydes gleich in der Wurzel als Eins. Ja er wagte es, aus der ſpeculativen Gottesidee ſelbſt alle poſitiven Chriſtlichen Begriffe zu conſtruiren. Aber auch die geiſtreichſten Conſtructionen, von beyden Seiten, der theologiſchen und philoſophiſchen, im Wetteifer, führten zu keiner wahren Ausgleichung. Der philoſophiſche Dogmatismus, worauf jene beruheten, hat an der Skepſis und Kritik zwey unverſöhnliche Feinde, die immer im Hinterhalt liegen. Man fand bald, daß die Speculation unvermerkt entweder in die bloße Imitation oder Copey des Chriſtlichen gerieth, oder in dem Grade, in welchem ſie energiſcher war, ſich durch willkührliche Deutung zur Herrinn und Schöpferinn des Chriſtlichen machte. So ſchien die Scholaſtik des Mittelalters wiederzukehren. Das Geheimniß, deſſen Löſung man ſuchte, war das der Chriſtlichen Philoſophie. Aber, wenn dieſe, um den Streit wahrhaft zu ſchlichten, eben ſo philoſophiſch wie Chriſtlich ſeyn ſoll, wann werden wir die Aufgabe löſen, ſo lange die Philoſophie immer noch ſich ſelber ſucht, und der Geiſt Chriſti noch nicht Alles von Grund aus durchdrungen hat? Es iſt wie mit dem Platoniſchen Ideal von den Königen und Philoſophen. — Die reine Auflöſung kann wenigſtens nicht im Begriff liegen. Die Einheit und Einigung muß tiefer geſucht werden in der unmittelbaren Erfahrung des Chriſtenthumes, in dem unmittelbaren religiöſen Gemüth, mit ſeiner natürlichen Demuth und Bedürftigkeit, die nicht geringer iſt, als ſeine natürliche Vernünftigkeit. Aber je mehr man das Geheimniß in dem ſpeculativen Begriff ſuchte, deſto mehr geſchah es, daß das Chriſtenthum ſeines poſitiven Grundes und Charakters, ſeiner göttlichſchöpferiſchen Lebenskraft immer mehr beraubt, entweder in der wohlwollendnachconſtruirenden Speculation aufging, oder ſich in der pantheiſtiſchen aufgab.

Die Verwirrung nahm zu, als die ältere poſitive Denk-

weiſe mit neuer Gemüthskraft erwachte, und kräftige Naturen in ihrem Zorn über den zerſtörenden Uebermuth und das Unrecht der neueren Theologie auch das gute Recht derſelben verwarfen. Während dann in dieſer Richtung die Einen auf die ältere Orthodoxie zurückgingen, um ſie in ihrer ganzen Strenge und verſtändigen Trockenheit dem widerſtrebenden Gefühl und Verſtande wieder aufzuzwingen, ſuchten Andere, freyer und lebendiger, ſie aus der Tiefe des religiöſen Gefühls gleichſam neu zu erzeugen, aber ohne die Arbeit und den ſtrengen Ernſt des Denkens. So wurde es auf dem Kampfplatze immer bunter, der Streit allgemeiner und zerſtörender, und die Wahrheit und Freyheit des Evangeliums in dem Grade, in welchem die Liebe und die Ruhe, jene heilige Stille, Geduld und Einfalt, die allein den Schlüſſel zur Wahrheit hat, — ſich verlor, — immer ferner gerückt und immer dunkler. — Planck gehörte zu denen, die durch angeborene Einfachheit des Gemüthes und geſchichtliches Studium »aus-erleſen ſind vor Vielen in dem Weltwirrweſen zu haben klare Sinnen, daß ſie, wenn Andere durch einander rennen, das Rechte mit treuem Blick erkennen.« Nach langer Beobachtung trat er eben ſo ſehr aus Liebe zur Wahrheit wie zum Frieden hervor, um die Partheyen zu verſtändigen und zu verſöhnen. Gelang ihm dieß? Jedermann weiß, daß der Streit ſeitdem nicht gerade abgenommen hat. Aber kein edles Wort der Wahrheit und des Friedens iſt je verloren gegangen. — Man muß freylich zugeben, daß der etwas ängſtlich vorſichtige Ton der Schrift zunächſt mehr Bedenklichkeit erzeugt, als aufhebt. Die neuere Kritik verlangt vielleicht, was den hiſtoriſchen Theil betrifft, eines Theils mehr Schärfe, andern Theils mehr hiſtoriſche Anſchauungskraft und, ſoll ich ſagen, Niebuhrſche Divination. Da, wo die ſpeculative Seite hervortritt, wird offenbar mehr das Subjective und Individuelle, als die objective Idee geſucht und feſtgehalten. Auch iſt unleugbar, daß die Idee und Erſcheinung, Urſprung und Inhalt, Geſchichte und Lehre des Chriſtenthums mehr getrennt als verbunden werden. Das Poſitive erſcheint mehr nur als Form, und das Weſen des Evangeliums wird zu ſehr auf die Lehre, und dieſe wieder auf

das allerdings wesentliche, allgemein religiöse und ethische etwas zu sehr beschränkt. Endlich wird auch jener uralte Syllogismus des Herzens, der am Ende jeden Beweis für das Christenthum ergänzen muß, weder genug anerkannt noch richtig gestellt. Und da die Streitenden mehr zum Aufgeben und Nachgeben, als zu einer inneren Ausgleichung ihrer gegenseitigen Rechte aufgefordert werden, so ist begreiflich, daß keine Parthey sich befriedigt oder wahrhaft versöhnt hielt. Die Protestation des strengeren Rationalismus erschien alsobald [1]). Die Speculativen fanden nicht weniger Ursach zu widersprechen und eben so die mehr Gefühlvollen. Aber bey dem Allen wird je länger je mehr anerkannt werden müssen, daß die Schrift den Schein falscher und voreiliger Ausgleichungen kräftig zerstört, den geheimen Rationalismus und die falsche Wissenschaftlichkeit der speculativen Schule, die das Positive mehr schafft, als aus den Quellen schöpft und annimmt, schonungslos ans Licht gezogen, die gegenseitigen Mißverständnisse erkannt, auf das Unwürdige und Gefährliche aller Leidenschaftlichkeit im Streite aufmerksam gemacht, auch einen Theil der Annäherungspuncte entdeckt hat. Man möchte einen stringenteren Beweis verlangen, warum der unmittelbar göttliche Ursprung der Lehre eben nur historisch bewiesen werden könne. Aber der historische Beweis ist in seinen Hauptmomenten so klar und bestimmt aufgefaßt, sein Werth für denjenigen, der das Positive im Christenthum noch irgendwie gelten läßt, so einleuchtend gemacht, endlich seine Haltbarkeit für alle die, welche in Sachen der Religion keine mathematische Evidenz verlangen, unter der Kritik nicht eigensinniges Zweifeln und Mißtrauen verstehen, und das ethische Moment des Vertrauens zu dem sittlichen Charakter Christi und seiner Jünger zu schätzen wissen, so verständig und herzlich wahr dargelegt, daß die Schrift als ein wesentlicher Dienst und ein bleibendes Verdienst für die heilige Sache des Evangeliums angesehen werden muß.

---

[1]) In der Hall. A. L. Z. 1821. N. 275—277. Hierauf bezieht sich des sel. Dr. Vaters Sendschreiben an Planck über den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums. Gött. 1822. 8.

Dieſe heilige Sache lag dem würdigen Greiſe bis zum letzten Athemzuge ſo ſehr am Herzen, daß er, während er noch mit jener Schrift beſchäftigt war, ſchon wieder eine neue angefangen hatte, von der er ſich, da ſie mehr für das heranwachſende Geſchlecht beſtimmt war, eine mehr unmittelbare und auch ſichrere Wirkung verſprach. Er ſchrieb damals einem vertrauten Freunde: »Ich will Ihnen geſtehen, daß ich mich, ſeitdem ich mich älter fühle, auch viel ſtärker zuweilen gedrungen fühle, noch einmal einen Verſuch zu machen, ob ich nicht auf die Menſchen, auf die es für uns zunächſt zu wirken Pflicht iſt und auf die es auch am meiſten zu wirken Noth iſt, kräftiger und unmittelbarer einwirken könnte, als ich bisher für hinreichend hielt. Wohl zieht mich jetzt zu andern Zeiten auch die Beſchäftigung mit eigentlich ſogenanntem gelehrten Weſen oder das Zuſammentragen von gelehrten Materialien ſtärker als jemals an, weil es für den alten Mann bequemere und leichtere Handarbeit iſt [1]). Aber dazwiſchen hinein fällt mir immer ein, daß ich, wo nicht etwas beſſeres doch etwas anderes thun könnte, wovon ich mir einen gewiſſeren Nutzen verſprechen und auch wohl früher verſprechen dürfte. Da ſehe ich dann immer die hundert jungen Menſchen vor mir, die gerade mein Auditorium ausfüllen und ſehe ſie als künftige Landprediger vor mir, und es drückt mir faſt das Herz ab, wenn ich daran denke, was ſie in dieſem Kreiſe thun könnten und was doch wahrſcheinlich die Meiſten nicht thun werden.

---

[1]) Aus dieſer Zeit und Stimmung ſind ſeine Programme Anthologia Patristica ſeit 1820 bis 1832, 6 Specim., Auszüge aus den Kirchenvätern, Progr. 1 u. 2. aus Juſtin d. Märtyr, Progr. 3—6. aus Gregor d. Großen. Dazwiſchen aber fallen 3 Programme: Observationum in Acta Apostoli Pauli Romana Act. XXVIII, 17—31. Partic. I. 1822. II. 1825. III. 1826., worin er das kluge und vorſichtige, muthige und edle Betragen des Apoſtels in Rom aus Glauben und Liebe, beſonders gegen die Jüdiſche Synagoge, erläutert. Das Eigenthümlichſte darin iſt die Vermuthung, daß Lukas 28, 30. 31. erſt ſpäter hinzugefügt habe, als er ſeinen urſprünglichen Plan einer ausführlicheren Fortſetzung der AG. durch die Umſtände irgendwie genöthigt geweſen ſey aufzugeben.

Davon war und blieb ich nemlich immer auf das lebhafteſte überzeugt, daß ſich in keinem Kreiſe des Guten ſo viel, ſo gewiß und — was man auch ſagen kann, — von den guten und weiſen Predigern — ſo leicht wirken läßt, als in dem Kreiſe des Landpredigers. Dieß iſt mir unumſtößlich gewiß geworden, daß durch dieſe allein der ſittliche und religiöſe und geiſtige Zuſtand unſres Volkes verbeſſert und eben damit auch ſein äußerer Wohlſtand allein verbeſſert werden kann. Alles, was man ſonſt dafür thun mag, ſelbſt von oben herab, wird und kann nichts helfen, wenn nicht unſere Landprediger das ihrige dabey thun; ja es kann nur allzuleicht nachtheilig wirken, wenn man nicht durch dieſe das meiſte dabey thun läßt. Aber, du großer Gott! wie ſieht es um die Mehrheit von dieſen aus, und wie wird es in zehn oder zwanzig Jahren damit ausſehen! Leider, weiß ich nur allzugut, daß es auch hier mit der Mehrheit immer ſo war und immer ſo bleiben wird, wenn es nicht vorher in hundert andern unſrer Einrichtungen anders wird. Aber etwas, ſcheint mir, könnte doch hier bey einzelnen und dann wieder durch einzelne gewirkt werden, wenn man es darauf anlegte, das reine Princip des geiſtig-religiöſen Lebens, das Princip der ſich für andere aufopfernden Thätigkeit in ihrer Seele zu entzünden und zwar zu gleicher Zeit an ihrem Vernunft- und an ihrem Phantaſiepole zu entzünden. Dazu muß es in jedem Falle kommen, was man auch ſonſt thun mag, denn ohne dieß würde alles andere vergeblich ſeyn. Hingegen durch dieß kann die Unterlaſſung von ſo manchem andern, was man thun ſollte und nicht thun wird, unſchädlicher gemacht werden. Zugleich ſcheint ſich aber hoffen zu laſſen, daß unſer junges Volk in ſeiner jetzigen Stimmung vielleicht empfänglicher als ſonſt dafür ſeyn dürfte, und dieß hat mich vorzüglich verführt, mir ſeit dem vorigen Sommer jeden Tag ein paar freudige Stunden durch jenen Verſuch dazu zu machen. Ich habe den Plan zu einer Paſtoraltheologie in Form einer Geſchichte entworfen und der Anfang iſt ſelbſt ſchon ins Reine geſchrieben und könnte in der Oſtermeſſe unter dem Titel: das erſte Amtsjahr des Pfarrers in S. — in Auszügen aus ſeinem Tagebuche bereits im Druck erſcheinen.«

So schrieb er im Februar 1821. Aber bis zum Herbste 1823 hielten ihn Bedenklichkeiten allerley Art ab. »Warten Sie ja nicht darauf, l. Fr., schreibt er in eben jenem Briefe, — denn gedruckt werden Sie es doch schwerlich jemals zu sehen bekommen, weil es mir doch etwas zweifelhaft ist, und alle Tage zweifelhafter wird, ob nicht die Form dem Inhalte etwas schaden könnte. An diesen Zweifeln können wohl auch einige kindische Schwächen, über denen ich mich dabey schon einigemal ertappt zu haben glaube, — vielleicht auch einige Schwächen des Alters Antheil haben. Doch eben deswegen kann sich der alte Mann weniger darüber wegsetzen, und so oft ich auch diesem schon gesagt habe, daß er schon des Segens genug stiften kann, wenn es ihm auch nur gelingt, in die Seele von zehn oder zwölf unserer jetzigen oder künftigen das Gute redlich wollenden Landpredigern von dem Feuer jenes Princips etwas hineinzuwerfen, was er doch wohl hoffen dürfte, so behält er doch seine Bedenklichkeiten.«

Aber es ist rührend, in demselben Briefwechsel zu lesen, wie diese Bedenklichkeiten dem alten Manne allmählich schwanden, oder vielmehr auf wie edle Weise er sie aufgab. Im December 1822 schreibt er: »Wahrscheinlich schon auf nächste Ostern werden Sie meinen guten Pfarrer in S. gedruckt erhalten. Denn jetzt ist es, — aber erst seit 8 Tagen ist es fest bey mir beschlossen, ihn in die Welt ausgehen zu lassen, und ich will nicht fürchten, daß der Entschluß wieder bey mir ins Wanken kommen soll, denn er ist reine Wirkung einer schon gemachten Erfahrung von dem Nutzen, den mein Mann stiften kann. Ich hatte, müssen Sie wissen, — einen Neffen, den Sohn von einem meiner Brüder, — bis letzten Herbst bey mir, der nach seinem zu Erlangen geendigten Akademischen Cursus noch auf ein Jahr zu uns gekommen war. Der junge Mann hat sehr schöne Kenntnisse und einen besonders kräftigen Geist, war aber noch unentschieden, ob er sich für die Akademische Laufbahn oder den Predigerstand bestimmen sollte. Dieß wollte ich ihn ganz selbst entscheiden lassen. Doch theilte ich ihm kurz vor seinem Abgange das Tagebuch meines Pfarrers mit. — Wir trennten uns, ohne

weiter davon zu sprechen. Vor acht Tagen aber schrieb er mir, daß er zum Pfarrer in einem kleinen Dorfe ordinirt und fest entschlossen sey, sein ganzes Leben hindurch im Geiste meines guten Pfarrers zu wirken. Dieß hat mich fast bis zum Erschrecken gefreuet. — Aber in dem Augenblicke wurde mir auch gewiß, daß ich das Tagebuch meines Pfarrers nicht in meinem Schreibepulte lassen soll.« —

So erschien denn die langgehegte Schrift unter dem Titel: Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S. in Auszügen aus seinem Tagebuche. Eine Pastoraltheologie in der Form einer Geschichte. Gött. 1823. 8.

Man möchte sie eine theologische Novelle nennen. Das rein poetische Interesse tritt zwar hinter dem didaktischen und theologischen etwas zurück. Aber die heitere Kunst ist doch mächtig und fein genug, das absichtlich Belehrende so zu beleben und zu bekleiden, daß ein poetisches Interesse entsteht. Ein junger Theolog, — der Sohn eines Landpredigers, aus einer edlen frommen, etwas pietistischen Familie, voll Geist und Herz, auf der Schule von einem Rector, der ebenfalls zur pietistischen Parthey gehörte, aber sonst ganz in dem classischen Alterthume lebte, — classisch und fromm zugleich gebildet, auf der Universität durch den Kampf der neueren Theologie geprüft und geläutert, wählt eben so verständig, als Christlich begeistert den Beruf eines Landpredigers [1]). Nachdem er eine Zeitlang in einer Gräflichen Familie Hauslehrer gewesen und die Annehmlichkeit der gebildeten höheren Gesellschaft kennen gelernt hat, entschließt er sich doch aus reiner Liebe zu dem heiligen Beruf, eine Predigerstelle, die man dem schlechtesten Candidaten nicht anzubieten wagt, anzunehmen. Freywillig erbietet er sich dazu, aber unter Verhältnissen, die dem Verdacht der Eitelkeit und Sonderlichkeit

[1]) In dieser Darstellung mag Einiges Reflex seiner eigenen Jugend seyn. Er erzählt in einem Briefe vom J. 1831 einem Freunde, »daß einer der heftigsten Pietisten der Lehrer seiner frühesten Jahre bis in sein vierzehntes gewesen sey, daß dieser um so nachtheiliger, wie er sagt, auf ihn gewirkt habe, je tiefer der Eindruck gewesen, den das Gute, das er an ihm bewundern mußte, auf ihn gemacht habe.«

keinen Raum geben. Er wird Prediger und Schullehrer zugleich in einer höchst verwahrlos'ten und ganz verarmten Gemeinde in einem öden Walddorfe von Holzhauern und Kohlenbrennern. So entsteht für ihn die schwere Aufgabe, ähnlich, wie sie der treffliche Oberlin im Steinthale bey Straßburg zu lösen hatte, an der Gemeinde so in leiblicher wie geistiger Beziehung die unüberwindliche Macht der Christlichen Liebe und des apostolischen Predigtamtes zu bewähren. Das Tagebuch zeigt nun, wie der junge Mann seine Aufgabe immer bestimmter und vollständiger auffaßt, und mit eben so viel Begeisterung als kluger Besonnenheit, mit Ernst und Heiterkeit, mit Geduld und Hoffnung so glücklich lös't, daß, wie er am Ende seines ersten Amtsjahres seine geistliche Rechnung macht, er zwar noch nicht viel Segen gewahr wird, aber doch schon den Anfang dazu oder »das Angeld seines Lohnes«, wie er sagt, so viel Keime des Guten, zwar nur in wenig Erwachsenen, desto mehr aber in den Kindern. Bey allen Entbehrungen und Beschwerlichkeiten des Amtes hat er sein armes Dorf so liebgewonnen, daß es ihm schmerzen würde, wenn er wieder wegziehen müßte. So tritt er dankbar und mit wachsender Hoffnung und Geschicklichkeit in das zweyte Amtsjahr.

Die geschickt gewählte Form eines Tagebuches giebt den nöthigen theologischen Reflexionen und Belehrungen Raum genug, ohne daß das Lebendiggeschichtliche leidet. Die Charakterschilderung ist fein und frisch und hat bey aller Idealität volle Wahrheit. Die Situationen sind aus dem Leben gegriffen, und bey aller Einfachheit eben so mannigfaltig, als interessant. Es zeigt sich darin eine Gabe der Darstellung, so viel jugendliche Frische und Heiterkeit, und dabey ein Reichthum von Lebenserfahrungen, eine Feinheit der Beobachtung und Menschenkenntniß, eine Liebe und Begeisterung für den echten apostolischen Beruf, daß man theilweise zweifelhaft wird, ob der junge Pfarrer in S. oder ein Greis das Tagebuch geschrieben hat. Rechnet man einige wenige Mängel im Styl ab und verzeiht einige wenige Längen, so wird man mehr als geneigt, die Schrift zu den gelungensten in dieser Art zu zählen.

Der edle liebenswürdige Pfarrer in S. fand überall so viel Beyfall und Interesse, daß die Fortsetzung allgemein gewünscht wurde. Planck, von vielen Seiten dazu aufgefordert, hatte auch an »seinem Manne« so viel Freude und an der Sache selbst so viel Interesse, daß er die heiteren Mußestunden gern dazu benutzte, das Tagebuch fortzusetzen und so weit zu vollenden, daß man es nach seinem Tode unter seinen Papieren zum Drucke, wie es scheint, fertig, aber nicht dazu bestimmt gefunden hat. Nach seiner sinnig religiösen Art wollte er darin einen Wink der Vorsehung erblicken, daß die Handschrift ungedruckt bleiben sollte, wenn ihn Gott eher abriefe, als bis er die letzte Hand daran gelegt. Dieß ist ihm nun aber nicht vergönnt worden, und so muß leider seinem letzten Willen gehorcht werden, obgleich diejenigen, welche die Fortsetzung gelesen haben, nicht zweifelhaft seyn können, daß sie auch ohne die letzte Feile durch die ganze Art der Darstellung, der geschichtlichen Verwicklung und der theologischen Belehrung viel Interesse zu erregen geeignet ist. Mir ist nur erlaubt, durch einen Auszug [1]) daraus den Lesern anschaulich zu machen, wie viel ihnen Planck durch seine edle Gewissenhaftigkeit entzogen hat [2]).

Und so kommen wir denn leider zur letzten größeren Arbeit, welche der arbeitsame Greis noch selbst in den Druck gab, — der Geschichte der Protestantischen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Göttingen 1831. 8. Sie ist die Fortsetzung, aber nicht die Vollendung jenes großen Werkes, womit er seine litterarische Laufbahn begann. Die nächste Anregung scheint eine im Jahre 1822 von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der Christlichen Religion aufgestellte Preisfrage gegeben zu haben, welche »einen historischen Abriß des wechselnden Ganges, der seit mehr als einem halben Jahrhunderte gemachten

[1]) Im Anhange I.

[2]) Nach einem Briefe an Superint. Schläger in Hameln hatte er vor, noch einen dritten Band hinzuzufügen. In diesem sollte der Pfarrer, der am Ende des zweyten durch die Französische Revolution zum Auswandern gezwungen wird, wieder zurückgerufen und angestellt werden.

Versuche zur Auffindung neuer Theorien über die Christliche Lehre und über die Gründe, auf welchen sie ruhet, mit Angabe der Resultate, welche zum Vortheile des wahren Christenthumes daraus hergeleitet werden können«, verlangte. »Die Aufgabe, schreibt er im December 1822 einem vertrauten Freunde, zog mich an, wiewohl ich auf das gewisseste vorauswußte, daß ich sie nicht nach den Wünschen der Gesellschaft beantworten könnte und würde. Doch getade dieß machte die Sache für mich noch anziehender und so machte ich mich an die Arbeit, die ich ihr auch schon in der vorigen Woche, nicht ganz ohne die schelmische Hoffnung sie dadurch in eine kleine Verlegenheit zu setzen, zuschickte. Ich habe dabey etwas mehr gethan, als sie verlangte, denn ich habe die Veränderungen in unsrer Theologie nicht nur von den letzten 60 Jahren her, sondern von dem Ende der Reformation an, bis auf unsere Zeit herabgeführt; im letzten Theile aber gar sehr con amore dargethan, daß das Resultat, das aus allem zusammen herauskam, der Wissenschaft und Religion viel mehr Vortheil als Nachtheil gebracht hat, also auch für den künftigen Stand der einen und der anderen viel mehr hoffen, als fürchten läßt. Dieß letztere ist sicherlich gegen die Ansichten der Gesellschaft, sie wird mir also gewiß den Preis nicht ertheilen. Aber ihr Preis würde mir auch sehr unerwünscht seyn, weil er es mir vielleicht unmöglich oder doch schwerer machen würde, die weiter ausgeführte Geschichte als ein eigenes Werk in einer etwas veränderten Form herauszugeben.«

Seine Vorhersagung traf ein. Die Preisschrift wurde nicht gekrönt [1]). Man findet das Manuscript derselben mit dem

[1]) Der Bericht der Gesellschaft (algemeene Konst- en Letter-Bode v. J. 1823. Deel 2. pag. 259.) lautet so: »Es seyen, nachdem die Frage zum zweyten Mahle aufgegeben sey, zwey Abhandl. in Deutscher Sprache eingekommen, die eine mit dem Wahlspruche: ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ! —, die andere mit 1 Kor. XIII., 12. Die erstere, offenbar die vorzüglichere, enthalte einen meisterhaft gearbeiteten Aufsatz eines sehr gelehrten und scharfsinnigen Verfassers, der nicht nur die Geschichte des wechselnden Ganges u. s. w. vorgetragen habe, sondern auch in der Beurtheilung einiger der neueren Theorien sehr

Motto und gleichem Schlusse: ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ! unter seinen Papieren [1]). Die historische Darstellung, besonders der neueren theologischen Richtungen, ist gerade durch ihre Kürze interessant und lehrreich. Am Schlusse zeigt er nicht nur, wie die neuere Theologie ungleich mehr Gewinn, als Schaden gebracht habe, sondern spricht auch die freudige Hoffnung aus, daß, je mehr der rationelle Supranaturalismus, wie er ihn nennt, sich entwickeln und verbreiten werde, desto mehr sowohl diejenigen, deren Herz, als auch diejenigen, deren Verstand dem Christenthume feindlich oder abgeneigt sey, gewonnen werden würden. In dieser freudigen Aussicht auf die Zukunft ist auch sichtbar jenes Werk geschrieben, wozu er sich, da die Preisschrift ungedruckt blieb, aufgefordert fühlte. Er war willens, darin die Geschichte der Theologie bis auf die neueste Zeit fortzusetzen. Aber seine Kränklichkeit und zunehmende Schwäche seit dem Sommer 1829 nöthigte ihn in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stehen zu bleiben [2]). Das Werk ist ganz in derselben Art, wie das

---

glücklich gewesen sey. Da aber auch dieser Verfasser den wechselnden Gang in der Auslegungsart der heil. Schrift und der darauf beruhenden oder damit übereinstimmenden Annahme oder Unterstützung der verschiedenen Theorien, — nicht hinlänglich entwickelt und nur dasjenige, was in Deutschland geschehen sey, berücksichtigt habe, so habe auch ihm der Preis nicht zuerkannt werden können.« — Die Frage wurde für den 1. Jan. 1825 von Neuem aufgestellt, ist aber, so viel ich habe erfahren können, auch in diesem Termin nicht beantwortet worden.

[1]) Es ist Schade, daß sein Verbot des Drucks auch dieß Mspt befaßt. — Im J. 1833 erschien eine Beantwortung der Frage: welches sind die Veränderungen, die in der gelehrten Darstellung des dogmat. Lehrbegriffs der Protestanten in Deutschland gemacht worden sind u. s. w. Aus dem Nachlasse eines berühmten Geistlichen. Merseburg bey Fr. Weidemann. 8. mit dem Motto Hebr. 6, 1. Wahrscheinlich ist dieß, obgleich etwas anders gefaßt, dieselbe Preisfrage. Aber die Schrift ist höchst unbedeutend und mit der Planckschen gar nicht zu vergleichen.

[2]) Jedermann versteht, wenn er in der Vorrede sagt: »Als ich vor einem Jahre Ursache bekam zu fürchten, daß es mir nicht gestattet werden würde, das Werk bis zu dem Wendepunct der neueren Zeit hinzuführen u. s. w.« Aber die kluge Partheyschriftstellerey fand mit

frühere gearbeitet, — und es ist ihm damit so gelungen, daß man die Spuren des Alters nirgends gewahr wird. Der Schluß der Vorrede, als das letzte bedeutende Wort des mit der Geschichte Christlich versöhnten und heiter in die Zukunft schauenden Greises an das größere Publicum darf hier nicht fehlen. Wie er in seiner Geschichtsbetrachtung je länger je mehr liebte, den Wegen der göttlichen Providenz in der Leitung der Christlichen Kirche nachzuspüren, so macht er auch hier darauf aufmerksam, »wie sich die göttliche Weisheit durch die ganze Geschichte des Christenthums von Anfang an bis auf unsere Zeit so herrlich zu erkennen gebe, und wie namentlich, was unsere Zeit betreffe, er nach allen Zeichen der Zeit glaube urtheilen zu können, daß die glückliche Periode nahe sey, die man als einen Wendepunct in der Geschichte des Christenthumes betrachten dürfe.« »Wenn diese Zeichen nicht trügen, fährt er fort, so ist die Zeit nahe, wo eine der Absichten des Christenthumes erfüllt seyn wird. Dahin soll und wird es nicht kommen, daß die Erkenntniß, auch die wissenschaftliche davon, gleich hell und klar, — aber dahin scheint sich alles anzulassen, daß eine solche Erkenntniß davon die allgemeinere werden wird, welche dem Verstande und dem Herzen in gleichem Grade genug thut, und die Forderungen des einen zu eben der Zeit befriedigt, da sie die Bedürfnisse des andern erfüllt. Das kann freylich nicht erfolgen, so lange es Menschen sind, die durch die Lehre Jesu beglückt und beseligt werden sollen, — daß jedem die nemliche Ansicht davon zu Theil wird, aber dieß kann erfolgen, daß jeder die bessernde, reinigende und belebende Kraft der Lehre Jesu in gleichem Maaße fühlt, und mit gleicher Liebe und Stärke in sein Herz aufnimmt. Dieß scheinen mir Zeichen der Zeit zu verbürgen, die schon mehrmals, wenn auch nicht in gleichem Grade, diese Wir-

unglaublicher Gedankenlosigkeit darin eine feine Andeutung der damals von vielen Seiten gefürchteten Beschränkung der theologischen Lehr- und Schreibfreyheit auch im Hannoverschen. S. Allg. Kirchenzeitung 1832. Bd. 1. S. 277. Die Zeit war leider von der Art, daß man so etwas nicht vergessen und verachten durfte. Daher die Berichtigung, ebendaselbst S. 440.

kung gehabt haben, dieß ſcheinen mir gerade die Auftritte neuerer Zeit zu verbürgen, von denen man das Gegentheil oder die umgekehrte Wirkung befürchtete. Und was könnte dem alten Manne am Rande des Grabes erwünſchter ſeyn, und womit könnte er die Beſchäftigung ſeines Lebens ſchicklicher ſchließen, als daß er die Annäherung der glücklichen Periode vorausbegrüßte, die ihn die Erfüllung der Bitte: Zu uns komme dein Reich! erwarten läßt.« —

So ſchließt er auf eine wahrhaft theologiſche Weiſe, gleichſam mit weiſſagendem Gebet, die lange Reihe ſeiner Schriften. Er unterließ ſeitdem auch trotz ſeiner Kränklichkeit nicht, ſich gelehrt zu beſchäftigen. Aber ſein eigentliches Tagewerk iſt gethan. Er nimmt fortwährend an der neueren theologiſchen Litteratur, ihren Kreuz- und Querzügen, wie ihren geradlinichten Bewegungen, lebhaften, ſo tadelnden wie lobenden Antheil; er fährt fort, über das Intereſſanteſte, was ihm gerade nahe kommt, ſein Urtheil in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen öffentlich auszuſprechen. Auch dieß kommt in Betracht, wenn man den ganzen Umfang ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit richtig ſchätzen will. Ich weiß nicht, ob er, ſo lange er in Göttingen war, auch noch an einer andern gelehrten Zeitung mitgearbeitet hat. Früher war er Mitarbeiter an der in Manheim 1776 erſchienenen Reviſion der deutſchen Litteratur. Unſere Anzeigen aber verdanken ihm faſt funfzig Jahre lang die intereſſanteſten theologiſchen Recenſionen, beſonders im hiſtoriſchen Fache. Dieſe Ausdauer muß man ihm um ſo mehr anrechnen, da mit den Jahren der Sinn für dieſe Art der Arbeit abnimmt, und unverkennbar iſt, daß der Werth derſelben in unſrem Vaterlande, ob mit Recht oder Unrecht, — ſeit länger als einem Jahrzehnd gefallen iſt. Nach der Weiſe unſres Blattes beſchränkte er ſich meiſt auf kurze Anzeigen und Urtheile, nach ſeiner Gemüthsart im Lob wie im Tadel fein und mäßig. —

Faſſen wir in engerem Rahmen zuſammen, wie uns Planck in ſeiner länger als funfzigjährigen theologiſchen Wirkſamkeit erſcheint!

Er gehört nicht zu den umwälzenden, auch nicht den eigentlich schöpferischen Geistern in der Kirche. Seine Originalität ist nicht Einzigkeit, aber ausgezeichnete Eigenthümlichkeit. Er hat keine theologische Schule gestiftet mit eigenthümlich neuen Ideen oder neuer Methode. Er wollte auch nicht, was er nicht konnte. Was sie auch Schlimmes haben, auf dem wissenschaftlichen wie künstlerischen Gebiete sind die Schulen nothwendige Entwicklungsknoten. Aber die Macht ihrer Stiftung scheint mehr nur den speculativen, dogmatischen, oder unter den praktischen den heroischen, den Luthers Geistern verliehen zu seyn, — nicht den historischen, ruhig beobachtenden, fragenden, auswählenden, den Melanchthonschen Naturen, den mehr ausbildenden, verknüpfenden und mild ausgleichenden, die Gott jenen schöpferischen, scharf scheidenden und schneidenden zugeordnet hat, damit das rechte Maaß entstehe. — Zu diesen rechne ich Planck. Aber unter diesen gebührt ihm ein sehr hoher Rang. Durch die Fülle seines religiösen Gemüthes ist er ein geborener, durch den Fleiß und die Tüchtigkeit seines Studiums ein ausgezeichnet gewordener Theolog. Als Schriftsteller und Docent verbreitet er sich mit wenigen Ausnahmen über das ganze Gebiet der Theologie. Ueberall, wo er arbeitet, schafft er Tüchtiges und Achtbares, meist Ausgezeichnetes und Bleibendes. Aber sein eigentlicher Beruf ist die historische Theologie. Hier erscheint er in seiner vollsten Tüchtigkeit und ist epochemachend. Arbeitsam wie wenige, treufleißig nach echter Deutscher Art, nie gelehrt, ohne gründlich gelernt zu haben, überall aus den Quellen schöpfend, mit gesunder Kritik, aber diese mehr im Großen und Ganzen übend, als im Kleinen und Feinen, mehr mit psychologischer, als philologischer Kunst und Schärfe, sammelnd, aber nie ohne bestimmten Zweck, den Stoff ordnend, aber gleich in den Geist aufnehmend und mit Geist durchdringend. So ist er ein wahrer Gelehrter, mit reichem Stoffe, aber noch reicherem Geiste, wodurch er Herr ist über jenen. Nur wenige sind ihm gleich an Umfang der geschichtlichen Forschung, an feiner Gabe der Beobachtung, an unbestechlicher Wahrheitsliebe, an Gewandtheit, sich in historische Zustände zu versetzen und sie zur Anschauung zu

bringen, endlich an gerechtem und billigem Urtheil. Seine hiſtoriſche Compoſition, mehr aus dem pſychologiſchen Organismus des individuellen Lebens, als aus dem inneren Getriebe der lebendigen Idee, — iſt weder glänzend glatt, noch picant herb, noch dunkel kurz; ſie iſt ein Reflex ſeines einfachen, milden, klaren Geiſtes, mehr im langen, faltenreichen Gewande der Rede ruhig ſich bewegend, als kurzgeſchürzt und ſpringend, — aber das iſt auch eine Tugend, und es iſt der Zeit heilſam, daran erinnert zu werden.

Ein Meiſter in der hiſtoriſchen Theologie iſt er auch auf den andern Gebieten durch und durch eine hiſtoriſche Natur, d. h. vorzugsweiſe der lebendigen Erſcheinung, dem Faktiſchen, zugewendet. Er betritt das Gebiet der Ideen, er wagt ſich an das Tranſcendente, er gebraucht die Dialektik. Aber was nicht in die lebendige Erſcheinung tritt, und in den beſondern Kreis ſeiner Erfahrung, was nicht hiſtoriſch, ethiſch, pſychologiſch begriffen werden kann, davon wendet er ſich leicht ab. Faſt trifft bey ihm zu, was Göthe von Lavater ſagt, »er war eigentlich ganz real geſinnt und kannte nichts Ideelles, als unter der moraliſchen Form.« — In den letzteren Jahren beklagt er ſich über die dialektiſche Haarſpalterey, die Spitzigkeit und Dünnheit der Begriffe ohne Blut und Leben. Er lebt am liebſten in den Thatſachen. So iſt ihm auch das Chriſtenthum überwiegend ein großes ſittliches Factum, keine abſtracte Idee, ſondern ein hiſtoriſches Leben, kein menſchliches Gemächt, ſondern ein göttliches Werk in menſchlicher Geſtalt. Aber es hat in ſeinem innerſten Gemüthe Wurzel geſchlagen, hier hat er es erfahren, erlebt, aber ſich auch klar gemacht und deutlich gedacht. Auf dieſe Weiſe iſt's ihm individuell ſicher und gewiß, rationell, aber nicht rationaliſtiſch; die objective Gewißheit liegt für ihn nicht in der ſpeculativen Idee, ſondern in dem hiſtoriſchen Zeugniſſe, dem er wegen jener inneren Erfahrungen und aus innerſter ſittlicher Verpflichtung gern vertrauet. Wie er nun als hiſtoriſcher Mann, der eben in der Geſchichte vieler Menſchen Sitte und Art und Sprache geſehen und gehört und verſtanden, und das reiche Spiel mannigfaltiger Richtungen und Gegenſätze ſelbſt in der

Einen Christlichen Wahrheit beobachtet hat, allem, was faktisch ist, sein Recht giebt, nichts verstößt, was menschlich geboren und geschehen ist, außer dem bösen Sinn und Willen, so steht er auch in der Gegenwart, allem, was sich irgend lebendig darin bewegt, gern gerecht, auch die Abweichendsten gern anhörend, verstehend und verständigend. — Und weil er weiß, daß es eine Hand über den Wolken giebt, welche alle Fäden der menschlichen Geschichte hält und entwirrt und zum Ziele führt, ist er, obwohl er sein Urtheil sich frey und nicht zurückhält, ruhig über jede Wendung und jede Verwicklung, nur vor allem darauf bedacht, nichts selbst zu verwickeln und zu verwirren, nichts Wahres und Berechtigtes zu verletzen. So ist er mehr vorsichtig und umsichtig, als eingreifend, fast ängstlich und scheu, mehr Frieden stiftend, als Streit suchend, mehr mild verständigend dazwischen tretend, als durch Schärfe und Entschiedenheit neue Mißverständnisse veranlassend. Die Protestantische Freyheit des Denkens und Forschens geht ihm über alles; wer ihm die verletzt, dem ist er zornig. Als ihm dieselbe in den Jahren 1829 und 1830 augenblicklich bedroht schien, erklärte er sich entschieden gegen jede böse Macht des unbesonnenen Eifers. Die schriftstellerische Lust war schon vorüber, sonst hätte er es auch öffentlich gethan, und gewiß im Geiste Neanders und Ullmanns, an deren Erklärungen er herzliche Freude hatte. Aber die wilde tolle Freyheit war ihm zuwider, und er hatte seine Lust an jedem Fortschritt der Zeit zur freyen aufrichtigen Unterwerfung unter das Evangelium. Der wahre Fortschritt aber liegt ihm immer nur in der Linie des Historischen, des Verständigen und Praktischen. Wo er den historischen Ausgangs- und den praktischen Endpunct des Christenthums nicht anerkannt oder verdunkelt findet, da ist er mißtrauisch und sieht Abwege und fürchtet Hinterhalt. Dem Rationalismus in diesem Sinne, dem tiefsinnigen, wie dem platten, ist er abhold, eben so jeder Art von mystischer und pietistischer Verdunklung des einfachen Evangeliums. So lange ihm Schleiermachers Dogmatik dem unhistorischen scholastischen Rationalismus der Zeit oder gar der mystischen Richtung anzugehören schien, wies er sie von sich. Als er aber in den letzten Jahren

seines Lebens, durch die liebgewonnene Persönlichkeit des Verfassers angeregt, das Werk von Neuem vornahm, und den positiven Grundpunct und das Bestreben, von da aus den Zusammenhang des Christlichen Glaubens vernunftgemäß darzustellen, deutlicher erkannte, befreundete er sich mehr, zwar gestehend, daß ihm vieles dunkel, anderes bedenklich bleibe, aber auch, daß er dem Manne Unrecht gethan. So gewissenhaft, gerecht und billig ist er!

Seine Wirksamkeit als Schriftsteller gehört nicht zu den übermächtigen, überwältigenden. Dazu fehlt ihm der strahlende Glanz oder das brennende Feuer. Weder Blitz noch Donner ist seine Rede. Sie ist verständig und herzlich mild, geistig belebt, aber es fehlt die feine Gewandtheit, am Ende auch manches Verzierte und Gekränzte, was man jetzt fordert. Er schreibt viel und über vieles, auch gegenwärtiges, aber, um über alles zu schreiben, ist er zu besonnen und tief. Es giebt Vielgerühmte, die alles drucken, was sie schreiben, und alles schreiben, was sie denken und gar mehr, die theologischen Volksschriftsteller des Tages mit vollen Körben alltäglicher Speise, und einem großen Schweif von Lesern, die darnach trachten. Diesen losen, ephemeren Ruhm hat Planck immer verschmähet. Seine Leser sind solche, die gern einen weisen, erfahrenen Mann hören, der ruhig und klar und bequem redet, der ohne Blendung und Erhitzung, ohne Räthsel, mehr zu überzeugen, als zu gefallen, mehr mild zu bewegen, als zu ergreifen sucht. Solche Schriftsteller haben keine Haufen von Lesern, sondern kleinere Kreise, aber anhaltige, die sich allmählich vergrößern. Bis in sein spätestes Alter hat er seinen Kreis auch unter den Jüngern, der ihn gern liest und gern von ihm lernt, auch nachdem seine Art schon etwas Alterndes bekommen hatte. Er hat sehr wenig geschrieben, was schon vergessen ist; das meiste wird seine Leser haben auch unter künftigen Geschlechtern.

In seinen letzten Jahren, wo er wiederholt vor vertrauteren Freunden Rechenschaft ablegt von seinem Leben und Wirken, zieht er auch seine schriftstellerische Thätigkeit zur Verantwortung. Es ist mehr als rührend, mit welchem richterlichen Ernst, wel-

cher Strenge gegen ſich er dieſes thut. Er legt Zeugniß ab wider und für ſich, mehr Anklage als Entſchuldigung. Was er da ſagt, gehört den geheimnißvollen Stunden an, worin er mit Gott und ſeinem Gewiſſen allein war, und woran nur die Vertrauteſten ein Recht haben. Aber in einer Zeit, wo nichts leichter begangen und verziehen wird, als ſchriftſtelleriſche Sünden, — die doch mit zu den größten gehören, — iſt jene Gewiſſenhaftigkeit des edlen Greiſes, der auch gewiſſenhaft war, ehe er ſchrieb und indem er ſchrieb, wahrhaftig mehr, als eine biographiſche Merkwürdigkeit, — ein ſeltenes Exempel zur Beſchämung und Erhebung.

Bey ſo ausgezeichneter Tüchtigkeit und Wirkſamkeit, als Schriftſteller und Akademiſcher Docent, konnte es nicht fehlen, daß Plancks äußere Stellung immer bedeutender und ehrenvoller wurde. Aber wie ihm die äußere Ehre eben nur als Zugabe zur Gerechtigkeit des göttlichen Reiches galt, ſo hat er ſie auch als ein wahrer Ehrenmann nie geſucht, ſondern ſich nur von ihr finden laſſen. —

»Es giebt problematiſche Naturen, ſagt Göthe, die keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden und denen keine genug thut.« Zu dieſen gehörte Planck nicht. Er fand ſeinen Platz bald und blieb gern an ſeinem Platze, bey aller Eigenthümlichkeit fügſam und zufrieden.

Als er nach Göttingen kam, hatte er von Anfang ſo viel Vertrauen, daß dieß der Ort ſeines Bleibens ſeyn werde, daß er ſich gleich im erſten Jahre ankaufte. Und eben ſo hatte die Regierung gleich ſo viel Vertrauen zu ihm, daß ſie ihm, nach ihrer liberalen Art, das Capital dazu lieh. Aber ſein Vaterland, wie es ihm lieb blieb, behielt ihn auch lieb, und verſuchte wiederholt, ihn wiederzugewinnen.

Als im Jahre 1787 das funfzigjährige Jubileum der Georgia Auguſta gefeyert werden ſollte, creirte ihn, — ich weiß nicht, ob bloß auf Spittlers Betrieb, und unter welchen ganz beſondern Verhältniſſen, da die Göttinger Facultät ſich die

Ehre nicht hätte ſollen nehmen laſſen, — die theologiſche Facultät von Tübingen am 9ten September zum Doctor der Theologie. Dr. Storr war ſein Promotor. — Während nun die Hannoverſche Regierung fortfuhr, ſeinen großen Werth für die Univerſität immer achtungsvoller anzuerkennen, und ihn im Jahre 1791, — ich kann nicht ſagen, ob auf Veranlaſſung eines auswärtigen Rufes, — nachdem P. Miller 1789 geſtorben und Leß als wirklicher Conſiſtorialrath und erſter Hofprediger nach Hannover gegangen war, zum Conſiſtorialrath und Profeſſor primarius mit Erhöhung ſeines Gehalts ernannte, hatten ſich die Verhältniſſe in ſeinem Vaterlande ſo geſtellt, daß im Jahre 1798 ein höchſt ehrenvoller Ruf als Vicekanzler nach Tübingen an ihn gelangte. Er ſchlug aber den Ruf aus, — aus welchen beſondern Beweggründen, weiß ich nicht, — aber gewiß auch, weil ihm Göttingen bereits lieb geworden war. In Folge davon machte ihn die Regierung zum wirklichen Conſiſtorialrath mit Sitz und Stimme im Conſiſtorium von Hannover und einer abermaligen Gehaltserhöhung. Natürlich nahm er ſchon wegen ſeiner Entfernung an den laufenden Geſchäften dieſer kirchlichen Behörde keinen Antheil; er wurde auch nicht einmal zu amtlichen Reiſen nach Hannover verpflichtet. Aber man benutzte ſeitdem in allen wichtigeren kirchlichen Angelegenheiten den Rath ſeiner kirchenhiſtoriſchen Erfahrung. Als man im J. 1800, höheren Orts auf den Antrag des Conſiſtoriums für gut fand, in Göttingen ein theologiſches Ephorat [1]) über die aus dem Conſiſtorialſprengel von Hannover gebürtigen Theologie Studierenden [2]) zu errichten, war es natürlich, daß man ihn, der dazu auch ſeinen Rath gegeben hatte, zum Ephorus ernannte. Er bekleidete dieſe Stelle bis 1827, wo ſie auf ſein Anſuchen

---

[1]) S. über dieſe Einrichtung und ihre Geſchichte Salfelds Beyträge Bd. 2. S. 222 ff.

[2]) Der geographiſche Umfang des Ephorats vergrößerte ſich nach und nach. Anfangs begriff es nur die Churlande, dann ſeit 1801 auch das Herzogthum Lauenburg, und ſeit 1815 wurde auch Hildesheim hinzugefügt. Warum erſtreckte es ſich nie über das ganze Land?

ihm abgenommen und im Frühjahr seinem Collegen, dem Consistorialrath Dr Pott übertragen wurde. Indem so sein Wirkungskreis in Göttingen immer bedeutender und ehrenvoller wurde, gewann er immer mehr das Gefühl des Einheimischen und Eingebürgerten. Seit dem Jahre 1803 wird die Lage des Hannoverschen Landes immer unsicherer. Er aber fühlt sich so gefesselt und verpflichtet, daß es ihm, auch wenn der ferne Norden nicht geschreckt hätte, keinen Kampf kostet, einen Antrag nach Dorpat, der unmittelbar nach der Französischen Occupation des Landes an ihn erging, abzulehnen. Dafür ernannte ihn die Regierung 1805 noch kurz vor der Preußischen Besitznahme zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Göttingen. Die neue Würde brachte mehr ehrenvolle Stellung, als Geschäfte, und so wurde auch dadurch seine litterärische Muße um so weniger beschränkt, da in der Regel selbst zu den seltneren geistlichen Amtsverrichtungen, wie Einführungen von Superintendenten, Andere committirt wurden. Einem wahren Akademischen Gelehrten, wie Planck, ist das otium cum dignitate ein Kleinod über allen Preis, und die Regierungen thun wohl, es in diesem Curs zu lassen. Sirach spricht: die Weisheit des Schriftgelehrten gedeiht in glücklicher Muße!

Bald darnach wechselte die Regierung. Auf die kurze Preußische folgte die Französisch Westphälische. Aber Plancks Name war bereits zu allgemein im Deutschen Vaterlande geehrt, als daß nicht selbst die fremden Regierungen sich bemüht haben sollten, ihm ihre Achtung zu beweisen. Die Westphälische ernannte ihn bey der Errichtung des neuen Consistoriums für das Leinedepartement im J. 1811 zum Präsidenten desselben. Je unerwünschter ihm dies kam, desto weniger glaubte er nach seiner Art es ablehnen zu dürfen, »da er, wie er schreibt, nichts als etwas mehr Arbeit davon hatte, und, wenn Gott dazu hilft, Gelegenheit, etwas Gutes im Kleinen zu wirken, zu gewinnen hoffte. Auch ist es ja möglich, fügt er hinzu, da unser ganzer Zustand provisorisch ist, — daß es nicht lange dauert.« Sein College, der jetzige Herr Generalsuperint. Dr. Trefurt, sein ehemahliger Schüler, trug durch seine Gewandtheit und Leichtigkeit in der kirchlichen Geschäftsführung gern dazu bey, ihm das Amt

zu erleichtern; und da er ſelbſt auch die Kunſt verſtand, die Zeit einzutheilen und zu ſparen, ſo wurde man wenigſtens an ſeiner litterariſchen Thätigkeit in dieſer Zeit nicht gewahr, daß das neue Amt ihn beläſtigte und beſchränkte.

Aber der neue Zuſtand der Dinge behagte ihn nimmer. Sein Blick in die Zukunft des Vaterlandes wurde oft trübe. Am Ende des J. 1807 ſchrieb er in ſein Tagebuch: turbatus animo metu futurorum. Sein patriotiſches Gemüth konnte den Schmerz über die Fremdherrſchaft nicht überwinden, obwohl er nach ſeiner wohlwollenden Art gern bereit war, das Gute auch an der neuen Regierung aufzuſuchen und anzuerkennen. So hätte man glauben können, ein Ruf, der ihm wenigſtens vorerſt größere Ruhe und Sicherheit für die Zukunft verſprach, würde ihn beſtimmt haben, Göttingen zu verlaſſen. Aber das Eingelebtſeyn iſt eine heilige Macht in der Welt, die keiner mehr reſpectirte, als Planck. Die Univerſität, an der er ſo viele Jahre hindurch mit Segen gearbeitet hatte, war dem ſchon alternden Manne ſo theuer geworden, gleichſam mit ſeinem innerſten Leben verwachſen, daß, als im Sommer 1807 die Kunde kam, man denke in Würtemberg von Neuem daran, ihn nach Tübingen zu berufen, er trotz aller Liebe zu ſeinem Geburtslande, wo bey aller Noth doch die angeſtammte Deutſche Regierung geblieben war, doch leicht den Entſchluß faßte, zu bleiben. Nachdem ſich die Sache, man weiß nicht wie, zerſchlagen hatte, ehe der beſtimmte Ruf an ihn gelangte, »freuete er ſich des erſparten Kampfes, wie eines entgangenen Unglücks.« Er iſt dabey ſo zarten Gewiſſens, daß er damals an ſeinen Freund Georgi in Stuttgart ſchreibt: »Wirklich hätte mir ein Ruf zu Euch zu keiner ungelegeneren Zeit als jetzt kommen können, und zwar bloß deswegen, weil ich gerade am wenigſten wußte, ob ich mir erlauben oder nicht erlauben durfte, ihn anzunehmen. Auf der einen Seite konnte ich vielleicht glauben, daß die Bande der Pflicht, die mich bisher an G. knüpften, zum Theil wenigſtens aufgelöſt ſeyen. Aber würde nicht auf der andern Seite mein Weggehen von hier gerade jetzt das ſchlimmſte, das kleinmüthigſte und undankbarſte Ausſehn gehabt haben? Wirklich erkenne

ich es also als einen der ausgezeichnetsten Beweise von wohlthätiger Vorsorge, deren mich die Vorsehung so viele in meinem Leben hat erfahren lassen, daß sie mir die Verlegenheit, mich jetzt entschließen zu müssen, erspart hat, denn ich hätte sicherlich bey keinem Entschlusse, den ich hätte fassen mögen, zu der völligen Gewißheit von der Reinheit meiner Bestimmungsgründe dazu kommen können, und so hätte ich bey jedem die Ruhe meines künftigen Lebens aufs Spiel gesetzt.« — Rührend fügt er hinzu: »Selbst, wenn es jemals dazu kommen sollte, daß ich mich aus meiner hiesigen Lage herauswünschte, — würde ich doch nie einen Schritt thun, um selbst eine Veränderung einzuleiten. Dieß könnte ich mir nur in dem doch nicht denkbaren Fall erlauben, daß ich aus meiner hiesigen Lage gewaltsam herausgestoßen würde. Wenn ich aber in diesem Falle keine andere Auskunft vor mir sähe, so würde es mir gar kein Opfer kosten, mich Ihrem gnädigsten Herrn gerade zu einer Pfarrey anzutragen, und zuverlässig würde ich mich sehr glücklich dabey fühlen.« *)

Aber die Fremdherrschaft ging ohne alle wesentliche Störung seiner Verhältnisse vorüber. Nachdem die alte, auch von ihm nie vergessene Regierung zurückgekehrt, und Göttingen wieder ganz in die Rechte des geliebtesten Kindes bey ihr eingetreten war, hatte er nie wieder Veranlassung, zwischen Göttingen und einer andern Universität zu entscheiden. Aber die Regierung ehrte aus eignem Antriebe den treuen Diener je länger je mehr. Nachdem er im J. 1816, unter den ersten mit, den Guelphenorden erhalten hatte, gab ihm der hochselige König Georg IV. im J. 1828 die Abtey Bursfelde, wie man erzählt hat, mehr aus eigener Bewegung, als auf Antrag. Die Auszeichnung erschien um so bedeutender, da es das erste Beyspiel war, daß einem Professor der Theologie in Göttingen eine von den vielen geistlichen Pfründen des Königreichs ertheilt wurde. Zwey Jahre darauf 1830 erhält er die Würde eines Oberconsistorialraths, im J. 1831 aber bey Gelegenheit seines Jubileums das Commandeurkreuz des Guelphenordens, — und damit schließt die Reihe seiner äußeren Ehren und Würden. Diese sind nie das wahre Maaß des wahren Verdienstes, aber als Symbole desselben und

7

*) 1810. Aeußerungen wegen der Vakanz einer Generalsuperintendentur. Ehrenvolle Erwähnung der Universität Göttingen, aus der Ferne gesehen. Im Allgemeinen Zeitschrift B. 1. p. 312—15.

als Zeugniſſe der Dankbarkeit der Welt achtet ſie auch der fromme Weiſe.

Planck war von Natur und Gewöhnung kein Freund des eigentlichen Geſchäftslebens. Die heitere Stille des Studierzimmers, die ungeſtörte Ruhe der Forſchung und Darſtellung, der ruhige Gang des Lehramtes, dieſes otium honestum des wahren Akademikers, nur freywillig und gleichmäßig unterbrochen durch Erholung in der Natur und im geſelligen Leben, — galt ihm als das Höchſte. Aber er gehörte nicht zu den Eigenſinnigen, welche das Pflichtleben nach ihrer individuellen Neigung willkührlich theilen und beliebig herausnehmen, was eben Luſt macht. So oft ſeine amtliche Stellung auf der Univerſität, im Staate und in der Kirche, oder das beſondere Vertrauen der Behörden oder der Mitbürger ihn zum äußeren Geſchäftsleben nöthigte, entzog er ſich nicht, und einmahl hineingezogen widmete er ihm dann als Mann von Ehre und Pflicht ſeine ganze Kraft. Er hatte, wie ſeine kirchlichpraktiſchen Gelegenheitsſchriften bezeugen, für die öffentlichen und gemeinſamen Angelegenheiten einen gewiſſen feinen Sinn und Verſtand, einen ſcharfen klugen Blick in die Verhältniſſe der Welt, die er aufmerkſam beobachtete, eine berechnende, divinatoriſche Menſchenkenntniß. Dieß kam ihm in ſeinem Geſchäftsleben zu Statten. Seine Vota im Senate, wie in der Facultät, waren klug und bündig, ſelbſt voll feiner Wendungen. Er fand ſich auch wohl leicht genug in die beſonderen Verhältniſſe hinein, ſelbſt von der juriſtiſchen Seite. Aber er nahm die Sachen gern im Großen und Ganzen, und bey allem Ernſte mit einer gewiſſen Heiterkeit. So ſchien er Manchen manches zu leicht zu nehmen, auch wohl nicht ſtreng und entſchieden genug zu ſeyn. Er war aber in der That ſehr umſichtig und vorſichtig. Von kühnen, gewaltſamen Griffen, durchgreifenden Maaßregeln war er kein Freund. Er übte gern ſtrenge Gerechtigkeit gegen Jedermann, lieber aber gegen ſich, und gegen Andere Milde und Billigkeit. Künſte und Liſte, Umſchweiſe waren ihm eben ſo fremd, als verletzende Schärfe. Seine Collegen liebten ihn in den Verhand-

lungen als einen geraden, friedliebenden Genossen; selbst bey entstandenem Widerspruch achtete ihn jedermann. Aber das eigentliche Detail des Geschäftsganges, ängstlich strenge Formen, Umständlichkeiten waren ihm lästig und machten ihn unmuthig, daß man dann wohl ein Potzalleweltt oder dergleichen von ihm hörte. Er respectirte die Juristen als seine natürliche Hülfe in den Geschäftsverwicklungen, aber sein Unwille gegen sie, die alles zu genau nähmen und zu mißtrauisch wären, sprach sich dabey oft laut und launig aus. Er liebte auch im Geschäftsleben wohl den psychologischen Tact, und gab viel auf das Individuelle. Wie er nun dabey gutmüthig lieber zu viel als zu wenig vertraute, so geschah es wohl, daß er bitter getäuscht wurde und Schaden litt. Ließ er sich auch dann den Irrthum gern bedeuten, es blieb doch seine Art, lieber zu vertrauen, als zu mißtrauen. Zum Glück ist die Welt so, daß man damit unterweilen auch wohl gut fährt. In dieser Weise verwaltete er außer der Universitäts-Witwencasse, deren Curator er seit 1792 war, mit besonderer Neigung seit 1788 zwey und vierzig Jahre lang auch das Waisenhaus der theol. Facultät. »Durch weise Sparsamkeit, die den Waisen alle irgend nöthige Pflege gewährte, ohne sie zu verwöhnen, durch häusliche, auf Bildung für das religiöse und bürgerliche Leben bezügliche Anordnungen, durch väterliche Fürsorge für das gehörige Unterkommen der nach der Confirmation entlassenen Kinder, — einst auch durch gewandte Ableitung der zur Zeit Westphälischer Usurpation auf das wenn auch noch so geringe Stammvermögen der Anstalt gerichteten lüsternen Blicke, durch das alles und noch mehr, bewährte er eine Zuneigung zu den Waisen, wie zu den Mitgliedern seiner Familie, die sich auch dadurch kund gab, daß er das Waisenhaus oft besuchte, bloß um *seine Kinder*, wie er die Waisen nannte, zu sehen und sich ihres Gedeihens zu freuen.« So rühmt sein Verdienst sein ehrwürdiger Nachfolger in diesem Amte, der Consistorialrath Dr. *Pott*, dem er bey zunehmender Last des Alters die Curatel abtrat. Es war jetzt freylich manches in Ordnung zu bringen und nach den Verhältnissen der Zeit neu zu organisiren. Aber es bleibt ihm der Ruhm, in schweren Zeiten das

Institut in eigenthümlicher Unabhängigkeit bewahrt, und in Blüthe übergeben zu haben. Und eben so gereicht es ihm zum Verdienst, daß er nach langjähriger Verwaltung, freylich in einem geordneten Collegio, worin er die Juristen hören mußte, die Professoren-Witwencasse im Zustande zunehmenden Gedeihens hinterließ.

Das Provectorat führte er, so oft ihn nach damaliger Einrichtung der Turnus traf, fünf Mal, 1788, 1792, 1800, 1806 und 1815, bis er auf sein Ansuchen von dem Königl. Curatorium von dieser Pflicht dispensirt wurde. Das letzte (im Sommer 1815) habe ich selbst erlebt. Damals galt er schon auch unter der Akadem. Jugend als Venerabilis vorzugsweise, und es war ganz sichtbar, daß eben diese Achtung gegen ihn am meisten dazu beytrug, einen Tumult, der entstanden war und mit einem Auszuge drohete, gleich im Entstehen zu unterdrücken. Der Prorector stand damals noch den Studierenden unmittelbar persönlich näher, als jetzt. Und so konnte auch eine solche Persönlichkeit, wie die von Planck, in ihrer vollen Wirksamkeit erscheinen. Er war ernst genug, um in der Handhabung der Disciplin keine Unsittlichkeit und Schlechtigkeit zu gestatten. Schlaffes Buhlen um Studentengunst verabscheuete er. Aber er faßte das Verhältniß mehr als ein mildväterliches, denn als ein strengrichterliches auf. Leichtere Vergehen überſah er, selbst die erheblicheren nahm er gern von der milderen Seite; weitläufige Untersuchungen, die mehr Ernst oder Schwierigkeit hineinlegen, als darin ist, suchte er zu vermeiden. Mußte er aber warnend und verweisend strafen, so waren Warnung und Verweis kurz und bestimmt, und ihre Wirkungen um so stärker, als aus seinen an sich ernsten Gesichtszügen dann eine Strenge sprach, die oft tiefer eindrang, als er nach seinen sonst milden Gesinnungen beabsichtigte. So erzählt uns ein kundiger Zeuge. — Er war wie überall, so auch in den Akademischen Angelegenheiten kein eigensinniger Verehrer des Alten; neue bessere Einrichtungen lobte und förderte er gern; aber in einer Zeit des raschen Wechsels und Wandelns der Dinge ohne Halt und Grund hielt er sich für verpflichtet, das gute Alte zu vertreten, oder an

dem Alten das Gute aufzusuchen und festzuhalten. Seine Denkweise spricht sich in dieser Hinsicht sehr klar in einem Briefe vom J. 1803 an einen Freund aus, worin er über Pestalozzi und dessen Anstalten sagt: »Ihn selbst habe ich immer verehrt und ich bin auch überzeugt, daß durch seine Institute etwas Treffliches gewirkt werden kann, sobald sie durch seinen Geist regiert und belebt werden. Aber ich lobe mir doch die Institute mehr, die noch zweckmäßig fortwirken, wenn auch der Geist, der zuerst darin lebte, verflogen ist, denn auf dieß Verfliegen muß man im Voraus rechnen; — und von dieser Art scheinen mir die meisten Anstalten, die von unseren weiseren Vätern gemacht wurden. Jene gleichen einem künstlichen Uhrwerke, bey dem der Meister immer stehen bleiben muß, weil er es allein aufziehen kann; diese gleichen vielleicht einer viel einfacheren Uhr, die aber auf Jahre hinaus kein neues Aufziehen bedarf, uns im Nothfall von jeder Hand aufgezogen werden kann.« So dachte er auch in Beziehung auf das Universitätswesen. Er hielt auf die alten Ordnungen und Rechte, und war gegen die Neuerungen, wenn sie sich nicht unmittelbar ergaben, leicht mißtrauisch. Aber er liebte auch in kritischen Momenten, wo Altes und Neues sich scheidet, die besonnene Ruhe, welche das Unvermeidliche und das Freye in den Verhältnissen zu sondern weiß. Er war gerade Prorector, als im Frühjahr 1806 die Hannoverschen Lande von Preußen in Besitz genommen wurden. Es war ihm, wie Allen, schmerzhaft, der alten liebgewonnenen Regierung zu entsagen, aber er kam der neuen mit Vertrauen entgegen. Als der Preuß. Commissarius erschien, um die Universität in Eid und Pflicht zu nehmen, mußte er mit eben so viel ernster Würde, als schonender Umsicht die Verhandlungen so zu leiten, daß die höheren Orts befohlene Erklärung, man werde der neuen Regierung den Eid der Treue schwören, »unbeschadet der von der Hannoverschen noch nicht erlassenen Dienstpflichten«, welche er im Namen des Akadem. Corpus zu geben hatte, von dem Königl. Commissarius nur achtungsvoll entgegengenommen wurde [1]), und fortan zwischen

[1]) Die von ihm verfaßte, zu den Acten gegebene Erklärung des Pro-

der Universität und der neuen Regierung ein vertrauensvolles Verhältniß entstand.

Der eigentliche Ort für unsren Planck war das Haus, das friedliche, ruhige, und die geliebte Familie, und in deren Mitte und Schutz — der geistige Heerd des gelehrten Lebens, — das stille Studierzimmer. »Zu Hause ist's doch am besten! Nirgends in der Welt ist mir's wohler, als in meiner Stube, wenn ich recht arbeiten kann!« — so hörten die Seinigen ihn oft sagen.

Wer von seinen Zuhörern und Freunden kennt es nicht, das freundliche Zimmer im dritten Stocke seines Hauses, rechts, wenn man heraufkam neben dem Auditorium, wo man ihn vierzig Jahre lang und darüber in der Regel traf, auf einem

---

rectors lautet so: »Auf die Eröffnung der hohen Königl. Preuß. Commission habe ich den Auftrag, zuerst im Namen des Akadem. Corpus zu bezeugen, daß wir die Zusicherungen der Gnade und des Schutzes Ihrer Königl. Majestät mit desto lebhafterem Dank unterthänig annehmen, je mehr sie uns in der ganz eigenen Lage, in die wir gekommen sind, zur Beruhigung gereichen müssen. Von den bekannten Gesinnungen Ihrer Königl. Majestät und von der ausgezeichnet aufgeklärten Humanität der hohen Preuß. Regierung könnten wir zwar voraus das Beste erwarten; wir fühlen uns jedoch am meisten dadurch beruhigt, weil sie es uns möglich gemacht hat, die von uns verlangten Versicherungen auf eine mit unsrem Gewissen auf keine Weise streitende Art auszustellen. Wir können nemlich kein Bedenken tragen, die Verpflichtung zu übernehmen, daß wir in Zukunft in eben dem Maße und mit eben dem Eifer für den Flor und die Aufnahme der Wissenschaften in unsrem Berufskreise nach den Absichten Ihrer Königl. Preuß. Majestät wirken wollen, wie wir es bisher nach den Absichten der hohen Regierung thaten, welcher diese Universität ihr Daseyn und ihren Glanz zu danken hat. Diese Verpflichtung glauben wir unsrer uns noch nicht erlassenen Dienstpflichten gegen diese Regierung unbeschadet übernehmen zu können, da wir hoffen dürfen, auch ihre Absichten damit zu erfüllen und in unsren Verhältnissen gewiß niemals eine Collision unsrer neuen Pflichten mit unsren bisherigen zu befürchten haben.«

etwas erhabenen Seſſel am Schreibpult ſitzend, worüber, in den letzten Jahren, da ich ihn beſuchte, das Bildniß Dr. Luthers hing. Dieß und ein lieblicher Knabe, eins ſeiner Enkelkinder mit einem weißen Hündchen ſpielend, über dem Sopha hängend, waren die einzigen Gemälde, die ſein Zimmer ſchmückten. Ein einfaches Möblement, mit ihm alt geworden, umgab ihn. Alles wohl aufgeräumt und geordnet im Zimmer, er ſelbſt auch in den Frühſtunden reinlich und fein angezogen, nach Art der älteren Geiſtlichen, in der Regel mit einem hellgrauen Ueberrock, aber ſchwarzen Unterkleidern, nie in Stiefeln, die er nur zum Reiten hatte, — ohne großen Bücherapparat, auch weniger Bücherunordnung, die mancher für ein Inſigne des Gelehrten hält. Er hatte eben nur ſo viel Bücher liegen, als er gerade gebrauchte. Seine anſtoßende Bibliothek war nicht groß, aber ausgeſucht, beſonders in älteren kirchenhiſtoriſchen Werken. Neben dem Schreibtiſch ſtand das Sopha, außer zur Ruhe und zum Beſuch, zur erholenden Lectüre. Man ſah auf dem kleinen runden Tiſch, der davor ſtand, in der Regel Zeitungen. Ein Thermometer und ein Barometer hingen am Fenſter. Er beobachtete beyde gern, und ſchrieb regelmäßig in ſein Tagebuch, in einer eigenen Rubrik Status coeli, — den Wetterſtand, wie er denn gern vom Wetter ſprach, beſonders ſeit ſeine Geſundheit mehr davon afficirt wurde. Selbſt in ſeinen vertrauteſten Briefen an ſeinen Freund Georgi in Stuttgart ſpielt das Wetter neben der politiſchen Wetterbeobachtung eine Hauptrolle. Er ſchalt das ſchlechte, lobte aber auch gebührend das gute, beſonders, wenn die erſten ſchönen Frühlingstage ſonnig in ſein Zimmer hereinleuchteten.

Sein Studierzimmer war keine verſchloſſene Einſiedeley, ſondern Frau und Kindern, — die aber ſeine Studierſtunden reſpectirten, — Freunden und Fremden, die ihn zu ſprechen hatten, ohne lange vornehme Anmeldung offen. Er kam einem freundlichhöflich entgegen, aber mit kurzer Rede erwartend, was man begehre. Er liebte dann kurze Beſuche. Hielt der Beſuch zu lange an, ohne weſentlichen Zweck, ſo hörte man ihn wohl leiſe pfeifen, wer es wußte, ein Signal zum Aufbruch. Aber

außer der Studierstube und außer dem Hause war er für jede Art von Unterhaltung empfänglich und bereit; ja er suchte wohl selbst gern im Zusammenkommen mit mehr und weniger Befreundeten Unterbrechung seiner ihm so lieben Studierzeit und häuslichen Einförmigkeit. Er sah gern bey sich größere und kleinere gesellige Kreise; aber rauschende Prunkgesellschaften hat man nie bey ihm gesehen. Er hörte dann gern etwas Neues, war heiter und wohlgemuth und nahm selbst in späteren Jahren freundlichen Antheil an der Lust und dem Spiel der Jugend. Wir haben wohl zu seinem Ergötzen Studentenlieder bey ihm gesungen. Aber das gesellige Leben durfte ihn in seiner gewohnten Arbeit und Lebensweise nicht zu sehr stören und abziehen. Die Arbeit war ihm das liebe tägliche Brot, die Geselligkeit nur Würze, die ihr kleineres Maaß hat. »Selbst bey seinen Reisen nach Schwaben, ins liebe Vaterland, — war der letzte Zweck die freudige Zurückkunft, wenigstens faßte er sie schon ins Auge, wenn er in den Wagen stieg und der ganze Reisezuschnitt war so sehr auf die Stunde der Ankunft am Ziel der Reise, als unfehlbar auf die Stunde der Zurückkunft zu Hause bey guter Tageszeit berechnet. Erst dann war die noch so freudenreiche Reise ganz gelungen, wenn er sich wieder in seiner Stube an seinem Schreibpult zurechtgeräumt hatte und für den folgenden Morgen den alten Lebensgewohnheiten entgegensah.« — Zu diesen gehörte frühes Aufstehen um 6 Uhr Morgens, Sommer und Winter, in letzter Jahrszeit oft noch früher, wie er denn überhaupt den Winter häufig als die beste Arbeitszeit anpries und sich jedes Jahr ihm entgegenfreute. »Aber eben so freute er sich wieder im Winter auf den Frühling, und nahm dabey eine eigenthümliche Berechnung zu Hülfe, um sich über die Länge des Winters, dessen schlechtes Wetter ihn wohl ärgerte, zu täuschen. Ende Novembers zählte er nemlich: Nun hat der Winter keinen vollen Monat mehr; December und Januar werden durch die Weihnachtsferien verkürzt, der Februar hat nur 28 Tage und im März kommt schon der Frühling.« — Im Frühling freuete er sich dann kindlich heiter auf das erste Grün und bemerkte in seinem Tagebuche gern den Fortschritt dieser Jahrszeit, den Tag,

wo er die erſten grünen Stachelbeeren, den erſten grünen Baum und die erſten grünen Hecken auf dem Walle geſehen; ja er pries auch noch in den letzten Jahren die Freude, wenn er die erſten grünen Gemüſe wieder haben werde, Spargel und grüne Erbſen und grüne Bohnen, die er ſehr liebte. Er bezeichnete wohl in ſeinem Tagebuche den Tag, wo er die erſten grünen Erbſen aus ſeinem Garten gegeſſen, und wann die letzten, ja es kommt vor, daß er mit beſonderm Nachdruck bemerkt, wenn unerwartet noch einmal letzte und dann die allerletzten grünen Erbſen und Bohnen gekommen waren.

Er hatte eine ſtehende Tagesordnung, wovon manches nach der Minute war. Nur ſelten und ungern unterbrach er ſie. Er weihete nach alter chriſtlicher Sitte jeden Tag durch Gebet und Bibellectüre. Er wählte dazu vorzugsweiſe das N. Teſtament und fing es immer wieder von vorn an. Er las langſam, oft nur einzelne Verſe, ſo daß ſein Cursus oft 6—8 Jahre dauerte. So loſete er die Schrift wiederholt durch. Was er zu bemerken und zu fragen fand, ſchrieb er tagtäglich in ſein »Tagebuch für bibliſche Lectüre.« Ich habe einen Theil deſſelben vor mir voll der intereſſanteſten Andeutungen, nicht bloß erbaulichen, ſondern auch gelehrten Inhalts, hiſtoriſch-kritiſcher Art. So war ihm die Schrift immer neu und unerſchöpflich. Noch in ſeinen letzten Jahren rühmte er mir, wie ſie doch das Buch der Bücher bleibe; alle andern leſe man eben nur einmal, höchſtens zweymal, die heilige Schrift aber leſe er täglich wieder mit neuer Luſt, und wenn kein anderes mehr behage, an dieſem habe er immer ſeine Freude. — Er beſuchte regelmäßig den Gottesdienſt, auch in ſeinem hohen Alter. Bey allem Fleiß im Studieren war ihm nach alter guter Sitte, die unter den Gelehrten faſt zu verſchwinden drohet, der Sonntag mehr, als ein Tag des bequemeren und ununterbrochneren Arbeitens.

»Die erſten Tagesſtunden waren ſeine liebſten, in denen er zuweilen noch in den letzten Lebensjahren, nach Wunſche arbeiten konnte, und damit war ſeine Heiterkeit für den ganzen Tag begründet. Zwiſchen 7 und 8 Uhr frühſtückte er mit ſeiner Familie, doch mußten ſich die Seinigen dabey mit kurzen Aeuße-

rungen, oft nur freundlichem Zublicken begnügen; ſeine Gedanken waren beſchäftigt. Von 8—9 Uhr hielt er ſeine erſte Vorleſung, von 11—12 die zweyte. In der Zwiſchenzeit blieb er beſchäftigt und ſah ſich ungern geſtört. Um 12 Uhr präciſe (da hielt er gern auf die Minute) wurde zu Mittag gegeſſen und dann war er ganz und gern unter den Seinigen, ließ ſich dann jede Art der Unterhaltung gefallen und ſah es gern, wenn der Stoff dazu bis 1 Uhr ausreichte. Nach Tiſch ruhte er kaum eine halbe Stunde. Hielt er auch Nachmittags Vorleſungen, von 3—4, dann blieb er bis dahin geſammelt zu Hauſe. An den freyen Tagen aber machte er in der Stunde von 2—3 regelmäßig Beſuche in nächſt befreundeten Häuſern, bey Spittler, Meiners, Hugo, Heeren, — wo man ihn auf Tag und Stunde zu erwarten pflegte. Der Beſuch galt dann auch wohl vorzugsweiſe den Frauen, mit denen er gern plauderte. In früheren Jahren ſah man ihn faſt täglich nach Tiſch zu Spittler gehen — wie man ſcherzhaft geſagt haben ſoll, in den Schwabenconvent. Später war er eine Reihe von Jahren gewöhnlich in dieſer Nachmittagsſtunde eifriger Beſucher des Billards auf dem hieſigen Civilklub, für welche Unterhaltung aus ſeiner Jugendzeit das Wohlgefallen auf einmal wieder in ihm aufgewacht war und zwar mit ſolchem Intereſſe, daß man es, wenn er nach Hauſe kam, auf den erſten Anblick in ſeinen Minen leſen konnte, ob er mehr oder weniger glücklich geſpielt hatte, wobey noch zu unterſcheiden war, ob er es ſeiner Geſchicklichkeit, oder ehrlich genug, der Gefälligkeit ſeiner Gegenſpieler zu verdanken hatte.«

Nach dieſem Ausgange wurde wieder gearbeitet. Stunden der Erholung oder etwaigen Abſpannung füllte dann außer den Zeitungen, litterariſchen und politiſchen, (auch Engliſche und Franzöſiſche Blätter las er ſehr aufmerkſam,) leichte belletriſtiſche Lectüre. Nicht leicht entging dem ernſten Theologen ein neuer Roman, der es irgend verdiente. Eine Unterhaltungsweiſe, die ihm in den letzten Jahren der Arbeitsunfähigkeit erleichternd zu Hülfe kam.

Der Sommerabend war dem Spaziergange gewidmet. In früheren Jahren machte er auch häufige Spazierritte, allein und

in Geſellſchaft. Er ritt gern und tapfer. Eine Reihe von Sommern war der faſt tägliche Abendgang nach ſeinem vor dem Thore an der Kaſſeler Chauſſee befindlichen Garten, der hochliegend die Stadt und das ganze ſchöne Thal nach allen Seiten beherrſcht. Er hatte ihn nur gemiethet. Als das Grundſtück ſpäterhin verkauft wurde, und er nicht Luſt hatte, es zu kaufen, war ſein langjähriger Gang dahin unter den Bürgern ſo bekannt, daß einer, der ſich dachte, der alte Mann werde die gewohnte Erholung ſchmerzhaft entbehren, ihm aus freyen Stücken den Schlüſſel ſeines Gartens zum freyen Gebrauch brachte. Man ſah ihn aber ſeitdem eine Zeitlang regelmäßig den Weg nach Roſtorf gehen, auf eine Anhöhe, welche die Gegend beherrſcht, und wo er auf einer Bank ruhend durch ein Perſpectiv die freundliche Ausſicht genoß. — Die Cultur ſeines gemietheten Gartens intereſſirte ihn ſehr, wie er überhaupt für Oekonomie und Landwirthſchaft von jeher eine Art von Lieblingsneigung äußerte und den Seinigen oft in halbem Scherz verſicherte, es ſey ewig Schade, daß er ſich dieſem Fache nicht gewidmet, es ſey ein großer Oekonom an ihm verloren gegangen. Die Seinigen wußten es wohl beſſer, denn ob er gleich immer behauptete, der Garten ernähre Jahr aus Jahr ein ſeine ganze Familie, ſo ſetzte er doch wohl jährlich mehr als die Pacht dabey zu. Aber er hatte und behielt ein rührendes Intereſſe für Landwirthſchaft und Landleben. Daher es eine wahre Erquickung für ihn war, von Zeit zu Zeit das Landleben bey ſeinem Schwiegerſohne in der Nähe, in Lenglern, zu genießen. Man ſah ihn dann wohl in der Ernte oben auf dem Erntewagen ſitzen und ſo ins Dorf fahren. Dieſe kindliche Freude an der Natur blieb ihm auch in den letzten gedrückten Jahren und erheiterte ſeine Seele durch manche wohlthätige Zerſtreuung.

»Um 8 Uhr Abends war das Tagewerk in der Regel abgethan. Nun gehörte er den Seinigen und es war ihm ſelbſt daran gelegen, möglichſt alles aus ſeinen Gedanken zu entfernen, was ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme an der Unterhaltung ſtörte, die er je heiterer, deſto lieber aufnahm.« Er hatte die Gewohnheit des ſel. J. M. Geßner, — unangenehme Angele-

genheiten durften Abends nicht zur Sprache kommen. Da hieß es, »das ſind Odiosa, davon ſpricht man nicht vor Schlafengehen.« »Nie legte er ſich Abends nieder, ohne erſt mit ſich abzurechnen, den verlebten Tag durchzudenken, und für den morgenden den Plan zu machen. Die Kinder nannten das ſeine Denkſtunde, wenn er mit lebhaften Schritten oben im Zimmer auf- und abging, und man wußte, daß er dann herunter kam, ſich niederzulegen, in der Regel um 10 Uhr, auch wohl noch früher, ſeit die Kräfte ſchwanden.«

Man ſieht aus dieſem Bericht, den ich meiſt den Seinigen verdanke, daß er ein höchſt glückliches Familienleben führte. Die Frau, ſtill, heiter, fleißig, anſpruchslos, beſorgte und hütete treu des Hauſes Ordnung, eine liebevolle, aufmerkſame Mutter der Kinder, deren er ſechs groß gezogen. Ein Sohn war ihm ſchon in Stuttgart im erſten Jahre ſeines Alters geſtorben, die älteſte Tochter brachte er aus Schwaben mit. Sie iſt die noch lebende Gemahlinn des Paſtors Kranold in Lenglern. In Göttingen wurden ihm dann noch drey Söhne geboren, von denen die beyden älteſten, Heinrich Ludwig, der als Profeſſor der Theologie in Göttingen 1831 ſtarb, und Georg Wilhelm, der jetzige Oberappellationsrath in Celle, Zwillinge waren. Man erzählt, daß er im freudigen Schreck über den reichen Segen zu Spittler gelaufen, und wie dieſer gefragt, iſt's ein Mädchen? geſprochen habe, nein!, iſt's ein Knabe? nein, — was denn?: Zwey Buben auf ein Mahl! Auch gab dieſe Zwillingsgeſchichte im Familienkreiſe zu den heiterſten Scherzen Anlaß, indem jeder von beyden den Vorrang des Alters behauptete, und auch der beſte Hiſtoriker ſchwere Entſcheidung hatte. Der dritte, jüngſte Sohn, der ihn überlebte, iſt Oberpoſtcaſſirer in Hannover. Von den beyden jüngeren Töchtern war die jüngſte an Prof. Wagemann in Lüttich verheyrathet, lebte aber ſeit dem frühen Tode ihres Mannes im J. 1825, mit ihren 3 Kindern in des Vaters Hauſe.

Die Kinder gediehen ohne Unfall unter treuer Pflege und aufmerkſamer Erziehung. Er erzog ohne viele Worte, mehr durch Beyſpiel und Winke. Er ließ jedes gern gewähren und

in seiner Eigenthümlichkeit frey sich bewegen. Sein grosser Respect vor der Individualität und Freyheit Anderer erstreckte sich auch auf seine Kinder. Aber es fehlte nicht die Zucht und Ermahnung zum Herrn. So entstand ein eben so ungezwungenes, als gehorsames, ehrfurchtsvolles Verhältniß der Kinder. In den heiligen Schranken der Ehrfurcht und Liebe durften sie auch wohl gegen den Vater reden und disputiren. Er antwortete dann wohl lächelnd: Hast Recht! Wer er aber böse, so schwieg er ganz, oder sagte wohl in seiner Schwäbischen Art: Es geht über's Sagen hinaus!

Sein Hauswesen war frugal und einfach, aber anständig, wohlhabig und gastfrey. Kein falscher Aufwand, aber auch keine kleinliche Sorge und Kümmerlichkeit. Er hielt zu Rathe und bedachte Zukunft und Nachkommen, aber nie hat man auch nur eine Spur von Gewinnsucht und eitler Quälerey für Geld und Gut an ihm bemerkt. Jedermann kannte ihn als einen noblen, wohlthätigen, billigen Mann, der leichter gab, als nahm, lieber nachgab und aufgab, als forderte.

Er hatte im späteren Alter die Freude, seine Kinder versorgt zu sehen, und zwar meist in seiner Nähe. Die beyden ältesten Söhne blieben in Göttingen; auch der Jurist, bis zum Todesjahre des Vaters als Justizkanzleyrath. Beyde waren verheyrathet und gaben ihm Enkel, auf die er nach grosväterlicher Art viel hielt. Diese Göttingischen Familienzweige belebten sein Haus auch in den letzten Jahren und vereinigten sich sonntäglich Abends bey ihm zu einem heiteren Familienkreise. Die Familienfreuden mehrten sich, als die älteste Tochter ihm in den letzteren Jahren näher zog, nach Lenglern, einem nahgelegenen freundlichen Dörfchen, und das geräumige Pfarrhaus, wo, wie er einmal rühmte, selbst mit 8 Gästen Raum hatte, — ihm seine Lieblingserholung im Sommer, das erheiternde Landleben, im hohen Grade gewährte. Die jüngste Tochter zog zwar fern, zuerst nach Heidelberg, dann nach Lüttich, in ein fremdes Welsches Land. Aber er wußte auch aus dieser Entbehrung und Ferne Segen zu ziehen. Nun gab es Besuch von den fernen Kindern und langes Freuen vorher und nachher. Mit heiterem Scherze

beſchreibt er den Beſuch der Lütticher und das freudige Gethümmel und Gewimmel in ſeinem Hauſe, »das er trefflich aushalte.« Nur die Studierſtube mußte verſchont bleiben. Und außerdem, wie er das Reiſen von jeher liebte, ſo konnte nun die Reiſe, außer in das liebe Schwabenland, auch nach Lüttich gehen, an die ſchönen Ufer der Maas. So entſchließt er ſich auch wirklich zu dieſer Reiſe noch in ſeinem hohen Alter, mit Frau und Tochter, und iſt entzückt über das reizende Land und den lieben Kreis, in den ihn ſeine Kinder einführten, und das unbeſchreiblich ſchöne Rheinthal von Bonn aus und das paradieſiſche Rheingau. Ich ſah ihn damals in Bonn, wie heiter er war, und wie herzlich freundlich beſonders im Zuſammentreffen mit zwey Landsleuten, den beyden katholiſchen Theologen Graß und Drey.

Aber auch für den Mäßigſten und Anſpruchsloſeſten hat alle irdiſche Freude eine ſchmerzhafte Schranke. Eben in der Zeit, wo wir den heiteren Mann ſeines Familienglückes immer herzlicher ſich freuen ſehen, war ſchon eine Störung eingetreten durch die je länger je mehr unheilbarer werdende Krankheit des älteſten Sohnes, des trefflichen Heinrich Planck. Immer getäuſchte Hoffnung, alle Sorge und Kunſt vergebens, — das kann auch den Heiterſten beugen. Aber das Vaterherz hoffte, ſo lange es ging, wie ſchon kein anderer mehr hoffte. Als aber am Ende auch ihm alle Ausſicht auf Heilung verſchwand, hörte man ihn doch nie murrend klagen. Nur ſelten gegen die Allervertrauteſten kam ein ſchmerzhaftes, wehmüthiges Wort über ſeine Lippen. Er war von Anfang an in den Willen Gottes, wie dunkel und ſchwer er ihm auch deuchte, fromm ergeben. Die fromme Reſignation des Sohnes milderte den Schmerz des Vaters. Man that ihm Unrecht, wenn man ſeine Ergebung für ein gleichgültiges ſich darüber hinwegſetzen hielt, für Weichlichkeit, die ſich des Schmerzhaften gern entſchlägt, um ſich nicht ſtören zu laſſen. In der tiefſten Stille ſeines Gemüthes lag der Schmerz, aber überwunden und gefeſſelt durch den Glauben. Sein von Natur heiteres Temperament that dabey viel, — aber das Meiſte eben ſein frommer Sinn. Seine eigentliche Hülfe in aller Noth und Verwirrung des Lebens, ſo in ſeinem engeren Kreiſe, wie im

Vaterlande und in der Menschheit, stand allezeit im Namen des Herrn, dessen heiliger Liebe und Weisheit er kindlich vertrauete, auch da, wo den Meisten das Vertrauen und die Ruhe ausging.

Er schreibt dem vertrautesten Freunde seiner letzten Jahre in Beziehung auf die Leiden einer gemeinsamen Freundinn im Vaterlande: »Es muß eine schmerzhafte Theilnahme seyn, wenn wir ein uns theures Wesen so lange leiden sehen, und die Entfernung schwächt bey mir gewiß diese Theilnahme nicht, da kein Tag vergeht, wo sie mir nicht durch die Gewohnheit einer halb 50jährigen Freundschaft gegenwärtig gemacht wird. Dafür macht es aber auch eine desto frohere Empfindung zu sehen, wie sich die Kraft unseres Glaubens an diesem Wesen verherrlicht, je theurer es für uns ist. Dieß schlägt denn wirklich zuweilen bey mir vor, nur glaube ich, mag es auch mit daher kommen, weil ich mir von körperlichen Leiden immer die stoische Ansicht zu eigen zu machen gesucht habe, was mir vielleicht auch um deßwegen scheinbar gelungen ist, weil ich sie nie in einem hohen und anhaltenden Grade erfahren habe.« So schrieb er, wohl nicht ohne Reflex seiner Gemüthsstimmung über die Leiden seines Sohnes.

Der Mensch gewöhnt sich am Ende an einen allmählich entstehenden und gleichmäßig dauernden Schmerz, — die eigentliche Prüfung aber des Glaubens und Vertrauens liegt in den harten Schlägen, die aus heiterem Himmel fallen. Auch diese Prüfung bestand unser Vater Planck. Im April 1825 kam die unerwartete Nachricht vom Tode seines geliebten Schwiegersohnes in Lüttich. Wenige Tage darauf schreibt er dem Freunde: »Nach einem 42jährigen, fast ununterbrochenen häuslichen Glücke, das uns Gott hier hat genießen lassen, fand er es, ohne Zweifel auch für uns selbst, das Bessere, einen Riß darein zu thun, der uns verwöhnte Menschen desto schwerer traf, je weniger wir darauf vorbereitet waren. Unsere liebe Heinrike in Lüttich, auf deren für diesen Sommer versprochenen Besuch wir uns unsäglich freueten, wird jetzt noch früher, als wir erwartet hatten, — aber sie wird als Witwe mit ihren drey vaterlosen Waisen zu

uns kommen.« Aber wie hart auch der Schlag war, — »es bedurfte, schreibt er, Gottlob nur wenige Stunden, um mich über das alles durch die höhere Gewißheit zu beruhigen, daß dennoch dasjenige, was Gott dabey über uns verhängt hat, sich uns als das unvergleichbar Beſſere für ſie und für ihre Kinder, und auch für uns offenbaren wird, und es iſt mir bereits gelungen, auch meine gute Frau dadurch in eine gefaßtere Stimmung hineinzubringen.« — Es iſt der Familie unvergeßlich, wie er damals ruhig und gefaßt, um die liebe Mutter zu tröſten, ihr vorſtellte, daß ſie nun vier Kinder für eins wieder bekomme, bis dieſe durch Thränen lächeln mußte, und wie er, alle ihre Sorgen beſchwichtigend, ſich jede Einſchränkung freudig gefallen laſſen wollte.«

Das war ſeine häusliche, innerlichſte Theologie, die er als eine wahre Lebenskunſt übte. Sie mußte ihm dazu dienen, die Wege Gottes in der Welt zu lernen, in Frieden mit Gott und der Welt zu leben, heiter und getroſt, und immer wieder friſch auf zur Arbeit, ſelbſt nach harten Schlägen und Verluſten und bey verſchloſſenem Kummer. »Nichts ſtörte ihn mehr in ſeinem ruhigen Leben, ſo ſchreibt eine aufmerkſame Beobachterinn, die ihm ſehr nahe ſtand, als Jemand betrübt und unzufrieden zu wiſſen. Sonſt beſaß er die herrliche Gabe, alles Störende, ſo wie er auf ſein Zimmer kam, von ſich zu werfen. Er hatte eigene Ausdrücke, womit er uns ſchalt, wenn wir uns zu lange mit Kleinigkeiten plagten. Sich ſelbſt pfiff er ein Liedchen, doch war dieß anderer Art, als bey gewöhnlicher heiterer Stimmung. Wie lebendig höre ich ihn noch ſo die Treppe herauf oder herunter pfeifen! Und ſonderbar, in ſeinen letzten Tagen bewegte er ſtets den Mund zu dieſer Gewohnheit, als wollte er ſich den Schmerz der Trennung von uns wegpfeifen, oder als habe er geſungen: es iſt vorbey!« — Aber dieſes Wegpfeifen kam aus einer tieferen theologiſchen Harmonie ſeines Geiſtes, an der er Zeit ſeines Lebens lernte, aber auch feſthielt. Er ſchreibt im J. 1807 bey der Nachricht von dem Tode eines Jugendfreundes, getröſtet: »Ich habe ſchon ſeit lange von meiner ganzen Theologie nichts mehr verlangt, als daß ſie es mir zur Gewohnheit

machen ſoll, an den Tod meiner Freunde und meinen eigenen mit Ruhe zu denken. Dennoch habe ich jetzt erfahren, daß ich noch länger daran zu lernen, und es noch nicht ſo weit, als ich dachte, gelernt habe.« Aber er arbeitete daran mit unabläſſigem Streben und ſeiner Selbſtbeobachtung, ſo daß er je länger je mehr in die Stimmung kam, die er wünſchte, alles Irdiſche, Leben und Tod auf den Himmel zu beziehen. Mit dieſer echt-chriſtlichen meditatio mortis feyerte er, wie er ſagt, am liebſten ſeine Geburtstage. Sie war aber mehr als ein bloßes Sehnen nach Ruhe. Er ſchreibt darüber zu Neujahr 1826 ſeinem geliebten Jugendfreunde Georgi: »Wir ſehen beyde dem nahen Ziele unſrer irdiſchen Laufbahn, und beyde, wie ich glaube, ohne den Wunſch, daß es noch weit entfernt ſeyn möchte, entgegen. So dankbar ich die einzigen Freuden, die mich noch berühren, nemlich jene genieße, die mir Gott in meinem häuslichen Kreiſe verliehen hat, ſo wird es mir doch oft genug fühlbar, daß es noch reinere und höhere giebt, und mich überſchleicht eine Sehnſucht darnach, die es mir ſelbſt zweifelhaft macht, ob ich mir auch nur um meiner Kinder willen und für meine Kinder ein längeres Leben wünſchen ſoll. Dieſe Sehnſucht befällt mich indeſſen nicht leicht ſtärker, als wenn ich in meinen einſamen Meditationen, denen ich mich jetzt ſo gern überlaſſe, an ſo manchen Fragen anſtoße, auf die ich erſt in einem andern Zuſtande eine Antwort erwarten kann. Es iſt alſo Sehnſucht nach hellerem Lichte und höherer Erkenntniß, das wenigſtens auch dabey im Spiele iſt. Doch ahnet es mir dabey auch zuweilen, daß uns einſt ſelbſt mehrere dieſer Fragen als Kinderfragen erſcheinen dürften, die wir in jenem Zuſtande gewiß nicht mehr machen werden. Mit einer ſolchen Kinderfrage kam erſt heute der vierjährige Junge meiner Tochter unerwartet und zunächſt unveranlaßt an mich: Kannſt du Guſtav ſagen, Großvater, wo h e r der liebe Gott iſt? — Sehr gewiß weiß ich aber, daß unter dieſen Fragen wieder andere ſind, auf deren künftige Auflöſung wir uns mit Recht voraus freuen dürfen, weil das Licht, das wir dabey erhalten werden, uns unfehlbar auch ſeliger machen wird.« —

Dante ſagt:

Dann läßt der Geiſt, wenn er die Wahrheit ſah,
An ihrem Fuß den Zweifel Wurzel ſchlagen,
Und treibt von Höh'n zu Höh'n dem Höchſten nah.

Aber dieſes edle Zweifeln und Fragen, welches zum Höchſten treibt, wie es eben nur am Fuße der Wahrheit wurzelt, empfängt auch nur aus derſelben Antwort und Löſung. Auf jenem ewigen feſten Fuß der Wahrheit, für den Chriſten das Evangelium, ſtand Planck mit aller Treue des gläubigen Gemüthes und aller Kraft unmittelbarer Erfahrung, und ſchauete von da aus, je näher er kam, deſto mehr fragend gen Himmel. Iſt der Mittelpunct des Evangeliums die Erlöſung durch Chriſtum, ſo iſt's heilſam und erquicklich zu erfahren, wie der ergrauete Forſcher daran feſthielt und Zweifel wie Löſung aus ſeinem Chriſtlichen Gewiſſen und dem Worte Gottes nahm. »Ich kann jedes Wort, — ſchreibt er dem gleichgeſinnten Jugendfreunde Georgi im J. 1825, — in das Sie Ihre Anſicht von unſerer Erlöſung durch Chriſtum gefaßt haben, unterſchreiben. Nie habe ich anders darüber gedacht, ſondern nur dieß iſt mir zweifelhaft geblieben, was unſere ältere Dogmatik in die Lehre hineinrationaliſirt hat, denn rationaliſirt war es doch wahrhaftig, wenn ſie den Modus der Erlöſung durch eine Genugthuung im eigentlichen Sinne als nothwendig beweiſen wollte. Die Lehre ſelbſt, daß wir uns durch Chriſtum mit Gott verſöhnt glauben dürfen, iſt mir Gottlob! nie ungewiß, ſondern das freudige Glauben daran iſt mir nur in einzelnen Augenblicken ſchwerer als in andern geworden. Aber ſolche Augenblicke mögen wohl im Leben eines jeden Menſchen vorkommen, für den ſeine Beſſerung ernſthafte Angelegenheit iſt. Denn es ſind jene, in denen uns bey dem lebhafteren Bewußtſeyn unſrer Unwürdigkeit, unſrer Schwäche und unſrer Untreue unſer eigenes Herz verdammt, — und in denen wir uns nur daran halten können, daß Gott größer iſt, als unſer Herz.« — Dieſer Johanneiſche Spruch war in den letzten Jahren ſein Lieblingsſatz. Eben ſo ſchreibt er demſelben Freunde im Anfange des Jahres: »So ſind wir alte Leute noch in ein neues Jahr gekommen! Damit bin ich für mich recht:

wohl zufrieden, denn der liebe Gott hat es ja in allen Hinsichten so mit mir gemacht, daß mir das Leben in dieser Welt noch nicht verleidet ist, wiewohl sich doch dabey auch das Gefühl immer in mir erhalten hat, und mit jedem Tage verstärkt, daß dieß dennoch für uns das rechte Leben nicht ist. Aber dieß letzte bewirkt bey mir nur, daß ich doch oft auch mit Freuden an den Austritt aus diesem Leben denken kann, nur empfinde ich auch dabey jeden Tag lebhafter, daß ich es ohne das Christenthum und zu allernächst ohne den Glauben an einen Christlichen Erlöser nicht könnte. In diesem Glauben stimmen wir gewiß zusammen. Und so zweifle ich nicht, daß uns auch, so lange wir noch in dieser Welt sind, und von ihr berührt, auch wohl mitunter gedrückt werden mögen, immer etwas von seiner die Welt überwindenden Kraft fühlbar bleiben wird.« —

In dieser Fassung und Wartung des Himmels lebte er auch die letzten Jahre seines Lebens christlich heiter und theilnehmend an allem, was sich im engeren und weiteren Kreise um ihn bewegte. Das große Weltdrama, welches er in seinen jüngeren Jahren sich vorbereiten, dann späterhin in seinen ersten Acten sich immer mehr verwickeln und verwirren sah, beobachtete er fortwährend mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und Erwartung des Ausgangs. Die Correspondenz mit seinem Freunde Georgi beginnt in der Zeit der scheinbar festen und wirklich immer drückender werdenden Fremdherrschaft, — und endigt kurz vor seinem Tode, wo schon nach der ersten Tragödie neue dramatische Verwicklungen sich gebildet hatten. Sie ist voll interessanter politischer Betrachtungen, Combinationen, Vermuthungen. Es wird nicht leicht einen Theologen geben von so viel politischem Verstande, aber auch nicht leicht einen politischen Beobachter von einer so großartig frommen Denkweise. Während er das Einzelne, Personen und Zustände, — fein beobachtet, klug beurtheilt, über die einzelnen Begebenheiten mit Freude und Schmerz des theilnehmenden Gemüthes, mit Zorn und Lust des wahren Patrioten spricht, hat er als ein guter Historiker sein Auge immer auf den Zusammenhang des Ganzen gerichtet, und weil er in dem Christlichen Mittelpunkt der Welt-

betrachtung der Idee des Reiches Gottes mit seinen ewigen Ordnungen und untrüglichen Weissagungen, — stehen blieb; so ist er mitten unter dem Druck und der Schmach des Vaterlandes voll Hoffnung und immer entschiedenerer Weissagung der endlichen Befreyung, bey allen Fortschritten der zerstörenden bösen Gewalt getrost und gläubig, daß das Gute, Licht und Recht nicht erliegen werden, — bey aller Verborgenheit die Zeichen der Zeit, welche den wahren Sieg verkündigen, klar erkennend. Sapiens divinat! —

Jeder von uns, der das Leidvoll und Freudvoll jener schönen Zeit vom Jahre 1813 durchlebt hat, wird sich durch Plancks patriotische Hoffnungen und Befürchtungen, Betrachtungen, Divinationen auch wohl Phantasien, von denen ich einige aus jener Correspondenz hier mittheilen will, frisch und wohlthätig erinnert fühlen. Die Jüngeren aber, welche von jenen großen Tagen nur noch erzählen hören, mögen daraus jenen echten Deutschen Patriotismus lernen, der seine Quelle, fern von den falschen Aposteln der Zeit, im Evangelium vom Reiche Gottes hat.

Als die erobernde Ländergier Napoleons immer gefräßiger wurde, schreibt er im Jahre 1810: »Ich zweifle nicht, daß die Katastrophe noch näher ist, als ich sie bisher erwartete. Nur fürchte ich dabey, daß sie noch furchtbarer ausfallen mag, als ich indessen besorgt hatte. Die Katastrophe kann nur, was jetzt jedem Auge sichtbar geworden seyn muß, durch die allgemeine Völkerverzweiflung herbeygeführt werden, die in kurzer Zeit ihr Maximum erreichen muß. — Weil aber auf diesem Wege nicht geholfen werden kann, ohne daß wenigstens die halbe jetzt lebende Generation das Opfer davon wird, so hoffe ich zugleich sehr zuverlässig, daß die Vorsehung auf irgend eine Art dazwischen treten wird, wiewohl ich zugleich überzeugt bin, daß selbst das Opfer der ganzen jetzt lebenden Generation nicht zu groß wäre, wenn nur dadurch der Zustand abgewendet werden könnte, in welchen die Menschheit bey einer nur dreyßigjährigen Dauer des jetzigen Weltstandes kommen müßte. Ich sorge daher sehr angelegen dafür, mir auf alle Fälle ein pectus bene praeparatum zu erhalten und dazu leistet mir immer auch die Erinne-

rung, daß ich im vorigen Monat in mein sechszigstes Jahr eingetreten bin, sehr gute Dienste.« —

Einige Monate darnach im Jahre 1811 schreibt er: »Ihr Apokalyptiker Moll — ist nicht mein Mann, denn ich habe nicht Hoffnung, das Jahr 1836 noch zu erleben und gar zu gern möchte ich noch dem Umschlage, der kommen muß, zusehen. Daher glaube ich an keine Weissagung, die ihn so weit hinaussetzt. Aber gern gestehe ich, daß es nach einer natürlichen — nicht apokalyptischen — Rechnung wahrscheinlicher zu seinem späteren, als zu dem von mir gehofften früheren Umschlage kommen dürfte. Nach dieser bloß menschlich natürlichen Rechnung kann ich mir nicht verhehlen, daß es immer schwerer wird, ihn herbeyzuführen. Noch zweifelhafter wird es mit jedem Tage, wo und wie sich die Werkzeuge dazu zusammenfinden und nur überhaupt finden sollen. Aber dafür lasse ich die Vorsehung sorgen; und halte mich fest daran, daß sie gerade im rechten Augenblick dazwischen treten wird. Dabey mag dann wohl die Hauptursache, warum ich mir den Eintritt davon so nahe denke, bloß darin liegen, weil ich ihn so nahe wünsche. Aber ich lasse den Wunsch gern in Hoffnung übergehen, weil es mir vor der Hand dadurch leichter wird, mich aufrecht zu erhalten. Geht es nachher auch nicht so schnell, als ich dachte, so wird mich dieß weiter nicht niederschlagen, denn die Haupthoffnung, daß es im rechten Augenblick gehen wird, bleibt mir immer.«

Wie nun im Frühjahre 1813 im nördlichen Deutschland alles anfing sich zu regen und die Zeichen der Befreyung sich mehrten und evidenter wurden, schreibt er mit Freuden: »Was auch der Ausgang seyn mag, so werde ich mich doch immer darüber freuen, das Schauspiel noch erlebt zu haben, das ich unsrem Volks- und Zeitgeiste nicht mehr zugetrauet hatte.« — Die Entscheidung nahet, Rückgängiges und Zögerndes, Uebereilung und Unverstand — ärgern, aber stören ihn nicht in seinen Hoffnungen. Er kann es zuweilen für möglich halten, daß ihre Erfüllung sich etwas weiter hinauszieht, aber die völlige Vereitlung fürchtet er so wenig, daß er sich selbst zuweilen erlaubt, auf einiges hinauszusehen, was über dieses Ziel hinaus liegt.

Es wird ihm dabey meistens etwas unheimlich, — »aber die Unbehaglichkeit hat auch ihr Gutes, denn sie bringt mich, sagt er, immer am schnellsten darauf zurück, daß man den Ausgang Gott überlassen müsse.« —

Aber — noch ehe die Entscheidung, die ihm sicher ist, eintritt, schreibt er: »Es wird mir schon jetzt vielfach im Besondern bemerklich, was die Vorsehung aus dem physischen Uebel, dem sie Europa preisgab, Gutes herausbringen wird, und zuverlässig auch herausbringen will. Das Wiedererwachen von dem Geiste der Nationalität und der Religiösität hat sich schon durch so viele Erscheinungen im Großen und Kleinen angekündigt, daß man sein weiteres Fortrücken gewiß erwarten darf. Von dem letzten habe ich heute einen Beweis erfahren, der mich sehr überrascht hat. Ein gemeiner Westphälischer Soldat, der an der Gränze der Waffenstillstandslinie in der Nähe eines Preußischen Corps steht, schrieb seinem Vater, einem hiesigen Bürger, in seiner Einfalt: »Es sey grausig, zu sehen und zu hören, mit welcher Andacht jedes Preußische Regiment alle Morgen und alle Abende zu Gott bete, daß er ihrem Könige zum Siege über seine Feinde helfen möge.« Dabey flackert wohl die neu aufgeschlagene Flamme noch sehr stark, aber sie brennt doch zugleich, und unter dem Sturme, der sie aufgeblasen hat, wird sie immer mehr Nahrung und Kraft bekommen. Dieß kann desto weniger fehlen, da das unselige Element, von dem sie bisher gleichsam gebunden war, zugleich von dem Sturme zerstreut ist, der Geist der eitlen Genußsucht, der nichts edles mehr bey uns aufkommen ließ, hat seine Herrschaft verloren u. s. w.« Er theilt mit mehreren die Unzufriedenheit über den Waffenstillstand, er fürchtet Verhandlungen, statt Handlungen, Mangel an reiner Entscheidung, aber er giebt die Hoffnung nicht auf. Am Ende wird sein Hoffen belohnt. Die Völkerschlacht wird geschlagen, das Vaterland ist frey, — der Feind über den Rhein gejagt, der böse Dämon gebunden. Sein Sturz auf immer ist ihm gewiß, auch nachdem er von Neuem auf eine Zeitlang entfesselt war. Mit jugendlicher Freude und Lust begrüßt er die neue Zeit, mit Christlichem Ernste erkennt er die Gerichte, aber auch

die Mahnungen Gottes, mit weiser Mäßigung bespricht er, was seitdem im Vaterlande geschieht, er lobt nicht alles, aber er tadelt auch nicht alles, er beurtheilt das Menschliche menschlich, weder hofft noch fürchtet er zu viel, Ultras von beyden Seiten sind ihm ärgerlich, aber er weiß, worin die gesunde Mitte liegt. So war er ein Patriot vom Jahre dreyzehn, die Zeit der umgekehrten Zahl ist ihm zu bunt und ärgerlich, er erlebte sie noch, aber er versteht und liebt sie nicht.

In dieser Art interessirt ihn außer den allgemeinen Deutschen Angelegenheiten ganz besonders die Entwicklung des öffentlichen Lebens in Hannover und Würtemberg. Sein innerstes Herzleben aber ist fortwährend dem lieben Schwäbischen Vaterlande zugewendet. Wie er nie aufhörte Schwäbisch zu reden, so blieb ihm auch sein Schwabenland ewig theuer mit seinen süßen Jugenderinnerungen, seinen vielen Freundschaften und Verwandtschaften. Jeder Schwabe, der zu ihm kam, wurde in seinem gastfreundlichen Hause doppelt gern gesehen. Seine liebsten Reisen waren nach Schwaben, auch nachdem Vater und Mutter ihm schon gestorben und die Verwandtschafts- und Freundschaftskreise dort schon anfingen kleiner und dünner zu werden. Acht Mal, zählt er, ist er »hinaus«gereist nach Schwaben«, mit und ohne Familie, mit Spittlers, mit Meiners, mit Hugo, das letzte Mal 1818. »Draußen, in Schwaben, da ist's am besten«, hieß es. Lange Freude vorher und langer Genuß in der Erinnerung. Noch das letzte Mal fühlte er sich durch die Reise besonders gehoben. Wunderbar hält die Wirkung lange vor, schreibt er, er kann arbeiten und schlafen, wie vor 30 Jahren. Und es ist rührend, wie er noch im Frühjahre 1827 dem Freunde schreibt: »Nicht erst Ihr Brief, sondern die ganze Natur hat mich auf meinem heutigen Morgenspaziergange zu Ihnen hinausgebracht, und mich in die verführerischsten Träume und Projecte von einer Sommerreise nach Schwaben hineingezaubert. Dieß ist die einzige Phantasie, die mich auf jedem einsamen Gange an einem schönen Morgen oder Abend überschleicht oder das einzige Luftschloß, das ich mir zu bauen gestatte, aber gerade deßwegen unbedenklicher gestatte, weil es mir dabey so

gewiß iſt, daß es in der Wirklichkeit nicht mehr aufgeführt werden kann.« — Eine lebhafte, ziemlich regelmäßige Familien- und Freundescorreſpondenz, die letztere bis 1807 beſonders mit Drück, nach dem Tode deſſelben mit einem andern Jugendfreunde, mit dem Oberjuſtizrath, nachherigem Präſidenten Georgi in Stuttgart, erhielt ihm das Vaterland mit ſeinen einzelnen Verhältniſſen immer gegenwärtig. Dieſe Correſpondenz war ein Herzensbedürfniß für ihn, — »weil, ſchreibt er an Georgi, ich doch immer noch an Eure Welt geknüpft bin.« In größeren Kreiſen und weiteren Verhältniſſen mehr zurückhaltend, in verſchloſſen ſcheinend, — iſt er in dieſer Correſpondenz deſto offener und inniger, die geheimſten Regungen ſeines Gemüthes offenbarend, beſprechend, und herzlich theilnehmend nicht nur an allem, was den Schwäbiſchen Freunden und dem Geburtslande begegnet, ſo Schmerzhaftes wie Freudiges, ſondern auch an allem, was im Deutſchen Vaterlande, im Staat und in der Kirche geſchieht und auf das Reich Gottes Bezug hat.

Planck hatte eine mehr würdig männliche, als ſchöne Geſtalt, breit und gedrungen, aber in entſprechender Größe. In ſeinem nicht regelmäßigen Geſicht bewegte ſich ein gewiſſer Gegenſatz von Ernſt und Strenge, Milde und freundlicher Güte, aber nicht ohne die gehörigen Uebergänge. Sein Auge hatte, wenn er fixirte, etwas Scharfes und Penetrirendes, ſonſt eine geiſtreiche Heiterkeit und Gutmüthigkeit. Er hatte einen raſchen und feſten Gang. Eine Dame pflegte wohl aus Nathan dem Weiſen von ihm zu ſagen: Ich mag ihn wohl den guten Blick — den drallen Gang. Seine Haltung aus der älteren ſtrengen Zeit des Anſtandes empfahl noch in den ſpäteren Jahren der Akademiſche Tanzmeiſter ſeinen Scholaren als muſterhaft. Sein Körperbau hatte etwas Dauerhaftes und Sicheres. So konnte er ihm etwas bieten, aber er bot ihm nur Arbeit, ſonſt im hohen Grade mäßig und ſchonend, auf die Art ſeiner Geſundheit aufmerkſam, aber nicht ängſtlich. In ſeinem Tagebuche ſteht neben dem Status coeli in einer eigenen Rubrik der

Status valetudinis täglich bemerkt, und anfangs summirt er wohl am Ende jedes Monats die gesunden und weniger gesunden Tage, wo ihm denn erfreulich ist zu sehen, wie die Zahl der gesunden Tage sich wie 27 oder 28 zu 3 verhält. Nach und nach aber zählt er mit herankommendem Alter immer mehr schlaflose Nächte, am Ende, besonders seit dem Jahre 1814 kommt das Podagra, »die honetteste von allen Krankheiten«, wie er es nennt, das er wie einen willkommenen Gast freundlich scherzhaft behandelt, vornehmlich, wenn es artig genug ist, ihn in den Ferien zu besuchen, und seinen ihm gebührenden Platz und seine Zeit gehörig einzuhalten. Im Sommer 1829 aber ändert sich sein Zustand merklich. Schon das Frühjahr machte ihm Noth. Das Podagra hindert ihn an dem regelmäßigen Anfang der Vorlesungen. Indeß gestattet es ihm am Ende, Dogmatik und Kirchengeschichte anzufangen. Aber es wird ihm mühsamer als je zu lesen; die schmerzlosen Tage werden seltener; und im Anfang des July trifft ihn mitten in der Vorlesung von 11 bis 12 Uhr zum Schrecken seiner Zuhörer und Familie ein schlagähnlicher Zufall. Er wurde so weit wieder hergestellt, daß er in einigen Wochen seine Vorlesungen wieder anfangen konnte, und immer seltener Augenblicke der Schwäche und der Verwirrung Verwechselung der Wörter oder Aufschub im Vortrage veranlaßten. Er widmet zwar den darauf folgenden Winter ganz seiner Wiederherstellung; er lies't nicht. Aber die frühere Frische und Rüstigkeit ist auf immer verloren. Der Zustand wird theilweise erträglich, aber die Betäubung im Kopfe, stundenlang anhaltend, hindert ihn an der Arbeit, und die Schwäche in den Füßen nimmt zu bis zum Wanken. Er geht noch aus, besucht die Söhne, Freunde, Collegen, fährt nach Lenglern, aber, wer ihn sonst auf der Straße hat gehen sehen, mit jenem festen munteren Gange, dem ist's wehmüthig, jetzt den würdigen Greis geführt, mehr schleichend und fallend, als gehend, oder auch mit seinem Freunde Hugo im Wagen still vor sich hinblickend zu sehen. Die Welt um ihn wird unruhiger, stürmischer, Funken von dem Feuer der Pariser Julirevolution sprühen umher und zünden in seiner Nähe, selbst nach Göttingen fällt ein solcher und stört die

gewohnte Ruhe des ſtillen Muſenſitzes. In bewegteren Augenblicken kann er darüber zürnen und das Unweſen verwünſchen. Aber im Ganzen wird's ruhiger und ſtiller in ihm. Er bemerkt ſelbſt, daß er gleichgültiger werde gegen die Dinge außer ihm; nur die vaterländiſchen Schwäbiſchen Angelegenheiten, ſchreibt er, gehören mit zu den wenigen Ausnahmen. — In ſeiner Zurückgezogenheit beſchäftigt ihn die Betrachtung des Todes oder vielmehr des ewigen Lebens je länger je mehr, aber ohne alle Weichlichkeit und Weinerlichkeit iſt er dabey heiter, wie einer, der ſich zum Heimgange ins Vaterland rüſtet, ohne ſich von den Lieben, die er in der Fremde getroffen, gern zu trennen. »Ich hoffe, ſchreibt er in ſeinem letzten Briefe an Georgi im Winter 1830, — daß die Zeit der Ruhe nicht erfolglos für mich geweſen ſeyn wird, mag ſie ſich mit meiner völligen Wiederherſtellung oder allmählichen gänzlichen Erſchöpfung meiner Kräfte endigen. In meinem 79ſten Jahre iſt es eher wahrſcheinlich, daß das Letzte, als das Erſte der Fall ſeyn wird. Sollte ich es alſo nicht als Gnade von Gott anſehn und benutzen, daß er mir noch, ehe er mich in einen andern Zuſtand abfordert, noch einige Zeit vergönnt, in der ich meine Rechnungen ordnen, meine Ueberzeugungen ſichten, die Gründe meines Glaubens, den ich mit hinübernehme, noch einmal nach ihrem Gehalt prüfen und das Fundament meiner Hoffnungen noch einmal überſehen kann. Es iſt ein ernſthaftes Geſchäft, bey dem alles darauf ankommt, ſich vor Selbſtbetrug zu bewahren. Auch habe ich gefunden, daß ich vielmehr Verzeihung bedarf, als ich dachte; doch habe ich auch Gottlob! mich überzeugt, daß mein Vertrauen auf Gottes Gnade und Liebe in Chriſto, auf dem alle meine Hoffnungen beruhen, einen feſten Grund hat, weil ich ſelbſt freudig glauben kann, daß Gott größer iſt, als unſer Herz, was doch die einzige Seite wäre, von welcher in mir ein beunruhigender Zweifel aufſteigen könnte.« — Unterdeſſen erhielt ſich ſein Zuſtand in einem erträglichen Wechſel von leichteren und ſchwereren Stunden. Mit der Familie freuten ſich, je mehr ſie fürchteten, Univerſität und Stadt, das ehrwürdige und liebe Haupt immer noch in ihrer Mitte zu haben. Man pries ſich glücklich, ihn noch an

dem Tage seines Jubiläums, am 15ten Mai 1831 [1]), begrüßen und ihm seine Ehrfurcht und Liebe bezeugen zu können. Der Tag hätte die glänzendste Feyer gerechtfertigt, die Studirenden hätten ihm gern ihren Dank und ihre Verehrung, viele wohl auch im Namen ihrer Väter, in einem feyerlichen Aufzuge dargebracht, — aber im Sinne und nach dem ausdrücklichen Wunsche des Jubelgreises mied man alles angreifende Geräusch und Gepränge und wählte eine stille Feyer. Es war gerade an einem Sonntage. So war der Grundton des Festes um so mehr ein frommer, kirchlicher. Die Feyer begann des Morgens ganz in der Frühe mit dem Choral: Nun danket alle Gott!, von dem benachbarten Johannisthurme geblasen. Dann erschienen auf Anstiften des zeitigen Directors des Waisenhauses, seines Freundes des Abts Pott, der überhaupt an der Anordnung der Feyerlichkeiten ganz besonders lebhaften Antheil nahm, die ihm so lieben Waisenkinder mit Blumen und Gesang in seinem Hause. Laßt die Kindlein heraufkommen, sprach er. Er redete nach alter Gewohnheit mit ihnen freundlich, gerührt, zum letzten Male. Um 10 Uhr war Gottesdienst in der Universitätskirche, durch ein Programm des zeitigen Dekans der theologischen Facultät besonders angekündigt [2]). In der ungewöhnlich großen Versammlung sprach Herr Dr. Ruperti, einer seiner ersten Zuhörer, nach einer darauf bezüglichen Predigt, zu allgemeiner Erhebung, Lob und Dank für die reiche Gnade, die Gott an diesem Diener gethan, und Gebet um fernere Bewahrung. Aller Blicke

---

[1]) Der Tag seiner Anstellung als Professor und Akademieprediger in Stuttgart 1781.

[2]) Academiae Georgiae Augustae Prorector cum Senatu Collegae suo de Academia, eidemque de Ecclesia meritissimo viro S. V. Theophilo Jacobo Planckio rel. sacrum semisaeculare muneris in Ecclesia atque in Academia per L annos feliciter administrati pie gratulatur. Examinatur, quae speciosius nuper commendata est, sententia de mutato per eventa adeoque sensim emendato Christi consilio. P. II. exegeticam illius rei quaestionem continens. (P. I. apologet. rei quaest. war als Osterprogramm desselben Jahres erschienen). Der Verf. ist Schreiber dieses.

suchten ihn in der Versammlung. Er selbst hatte an diesem Tage die Kirche am wenigsten versäumen wollen. Aber die Seinigen und der Arzt, — zu große Bewegung fürchtend, hielten ihn zurück.

Nach beendigtem Gottesdienste begaben sich die Universitätsdeputirten in sein Haus, der Prorector, Hofrath Göschen, begleitet von dem Decane der theologischen Facultät, ihm ihre Glückwünsche darzubringen und die Ehrengaben, die γέρεα, — einen hohen silbernen Pokal [1]) im Namen des Senats, und ein goldenes Abtskreuz im Namen seiner Facultät. Wir fanden ihn im Kreise seiner Familie. Er antwortete kurz und einfach herzlich, mit gerührtem Danke. Die Universität hatte ihre Wünsche auch durch ein vom Hofrath Mitscherlich verfasstes Lateinisches Gedicht [2]) ausgesprochen. An die einheimischen Ehrenbezeugungen [3]) schlossen sich auswärtige Glückwünschungsschreiben von dem Königlichen Curatorium, dem Konsistorium in Hannover, von vielen auswärtigen theologischen Facultäten, Deutsche und Lateinische, geschriebene und gedruckte [4]). Daß unter den auswärti-

---

[1]) Vier Embleme zieren den Pokal: das Planckſche Wappen, ein Pelican auf dem Neste, für seine Jungen sich mit dem Schnabel die Brust aufreißend; das Brustbild Melanchthons; ein Phönix in den Flammen, den Blick zur Sonne, die über ihm aufgeht; Luthers Brustbild. Darüber die Dedication in einer Reihe: Th. J. Plancio Suo poculum hilaritatis, senectutis antidotum propinat Georgia Augusta.

[2]) Viro Summe Venerabili Th. J. Planck sacrum semiseculare muneris Professorii per L annos gesti gratulatur Academia Georgia Augusta. Gott. 1831. fol.

[3]) Zu diesen gehört auch das vom Herrn Prof. Rettberg verfaßte Lat. Gratulationsgedicht im Namen des Repetentencollegiums.

[4]) Von Heidelberg, Gießen, Marburg, Erlangen, Leipzig, Halle, Berlin, Breslau, Greifswalde, Rostock, wo einer seiner früheſten Zuhörer, Consistorialrath Dr. Wiggers sich des Tages besonders freute, geschriebene; von Jena, Bonn, Tübingen gedruckte. Von Jena eine Denktafel von Dr. Baumgarten-Crusius mit folgender Inschrift: Theophilo Jacobo Planckio Theologo in Acad. Georgia Augusta Professori Primario Viro incompa-

gen vor allen die Tübinger nicht fehlten, versteht sich von selbst; aber es gehört zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit, daß auch die katholische Facultät in Tübingen durch ein eben so brüderlich anerkennendes als gelehrtes Programm ihm ihre Achtung bezeugte. Unser König ehrte den Jubilarius durch Verleihung des Commandeurkreuzes vom Guelfenorden, während der Fürst seines lieben Vaterlandes ihn durch den Orden der Würtembergischen Krone auszeichnete. Statt eines festlichen Mahles wurden auf Kosten der Universität die Armen der Stadt gespeiset und den Kindern des Waisenhauses ein froher Abend bereitet. So endigte die Feyer in heiterer Stille, wie sie angefangen.

Einige Monate darauf, als seine Gesundheit es erlaubte, drückte er auch den auswärtigen theologischen Facultäten seinen

---

rabili de ecclesia, reque theologica et de optimis litteris immortaliter merito, scribendorum ecclesiae temporum ac placitorum magistro et arbitro, Theologo in paucis Docto, Sobrio, Pio, Placido Solemnia Professorii muneris clarissima in luce atque cum fructu amplissimo per L annos gnaviter gesti Q. B. F. F. Q. S. pie gratulatur Ordo Theologorum Academiae Jenensis, idque ut palam constet, suaeque pietatis diuturnam consecraturus memoriam publica hac tabula testatur. Im Namen der Evang. theol. Facultät von Bonn hatte Dr. Augusti mit dem Planckschen Jubileum das gleichzeitige des nun auch sel. Dr. Nitzsch in Wittenberg auf eine interessante Art glückwünschend vereinigt: Viris magnificis et summe venerandis — — — Duumviris de religione, theologia, ecclesia et patria optime meritis semisaecularia sacra pio atque grato animo gratulatur Ordo Theologorum Evangel. in Universitate Frid. Guil. Rhenana. 1831. 4. Den Glückwunsch der Evangel. theol. Facultät von Tübingen: Epistola gratulatoria ad D. Theoph. Jac. Planck — — data — hatte Dr. Baur verfaßt, voll interessanter, belebter Züge, und sinnig hinzugefügt brevis disquisitio in Andreae Osiandri (aus einer verbreiteten und noch blühenden Würtemb. Familie) de justificatione doctrinam ex recentiore potissimum theologia illustrandam. Die kathol. theol. Facultät von Tübingen brachte ihre Beglückwünschung durch Dr. Möhler dar, der eine Abhandlung über den Ursprung des Gnosticismus hinzugefügt. Die Anzeige dieser Schriften s. G. G. A. 1831. N. 139 u. 140.

Dank für die vielen Ehrenbezeugungen in einem Lateinischen Rundschreiben aus. Mit aufrichtiger Bescheidenheit und Demuth preis't er darin, was Gott in seinem langen Leben, welches schon die erste Mosaische Gränze Psal. 90, 10. überschritten habe, an ihm gethan, wie er ihn in seinem Hause, seinem Berufe gesegnet, und ihn besonders das Glück habe erleben lassen, aus allen Bewegungen und allem Streite der Zeit, die er gesehen und mit durchgefochten, einen neuen edleren Zustand der Kirche je länger je mehr hervorblühen zu sehen. Die ihm angeborene jugendliche Geneigtheit zum Hoffen, die selbst dem Greisenalter nicht weichen wolle, bringe ihn dahin, in allen Zuständen und Verhältnissen zunächst immer das Gute, was guten Muth und Hoffnung mache, aufzusuchen [1]). Er verhehle sich zwar nicht, daß noch viel Kampf bevorstehe, namentlich gegen die Feinde der Freyheit und des Fortschrittes, und gegen die Verwirrung des Politischen und Religiösen, — aber er sey getrost, weil er gewohnt sey, in allem dem himmlischen Sorger zu vertrauen, der die Weisheit und die Macht habe, auch das Verwickeltste zu entwirren und das Hemmendste zu beseitigen. Nur darauf komme es an, daß der Herr in jedem Augenblicke jeden seiner Knechte bereit finde zu treuen Werkzeugen seines Willens. In Beziehung aber auf den Kampf rufe er einem jeden zu mit dem Apostel: Seyd gütig gegen einander, barmherzig, einander verzeihend, gleichwie auch Gott Euch in Christo verziehen hat! So bewahre uns der Herr, daß wir bereit seyen, wenn die Zeit kommt, wo alle Reiche der Welt des Herrn seyn werden«!

Er konnte in diesem Rundschreiben noch rühmen, daß ihn Gott die lange Reihe von Jahren mit häuslicher Trauer verschont habe. Aber dieser Freudenton mußte leider bald verstummen. Noch in demselben Jahre im September rief Gott seinen ältesten Sohn, Heinrich Planck, — vor ihm ab. Aber dieser Tod war mehr auch für ihn nur Erlösung von einem langen

---

[1]) Vielleicht nicht ohne Anspielung auf Dr. Baurs Epistola gratulatoria, worin dieser charakteristische Zug Plancks sehr schön hervorgehoben ist.

Schmerz, und er pries Gott gegen mich, daß er den armen Leidtragenden endlich befreyet habe. Härter war der Schlag, als ihm der Tod im Anfange des Jahres 1833 am 7. Februar auch seine geliebte Gattinn nach 52jähriger herzlichster Lebensgemeinschaft von seiner Seite riß, — »ungeachtet, wie er sagte, wir mit einander ausgemacht hatten, daß sie erst eine Stunde nach mir sterben sollte.« Er hatte noch am 2. Octob. 1831 die goldene Hochzeit mit ihr gefeyert im Pfarrgarten von Lenglern und neben ihr gesessen in Mitten der Kinder und jubelnder Enkel. — Nun sollte auch diese süßeste Gewohnheit seines Lebens verschmerzt werden. Aber diesen Schmerz verwand er nicht; das stärkste Band, das ihn noch ans Leben knüpfte, war gelöst. Seitdem verdoppelten und verstärkten sich die heiligen Bande, die ihn nach Oben zogen, und seine Sehnsucht nach dem Tode wurde immer mehr sein einziger Wunsch. — Längst schon, seit dem schlagartigen Zufall im Sommer 1829, fühlte er sich hienieden mehr fremd, als einheimisch. »Seine Wirksamkeit, sein Arbeiten hörte nie ganz auf, so schreibt Jemand, der ihm sehr nahe war, — aber es genügte seinem eigenen unveränderten Bedürfnisse längst nicht mehr. Das war der Kummer seines Alters, der nicht in Gewohnheit überging. Er konnte nicht mehr gehen, reden, schreiben, wie er wollte.« — Seine sonst große und reine Schrift wurde von Jahr zu Jahr kleiner und mühevoller für ihn und Andere. Gebe Gott, schreibt er einem Freunde im August 1831, daß ich das nächste Mal mit größeren Lettern schreiben kann, denn darin sehe ich selbst das Hauptzeichen meiner Besserung. — Den sonst so regen Geist plagt jetzt der ermüdete Körper mit Langeweile, die der immer Beschäftigte sonst nur aus Gesellschaften kannte. Gegen sie und andere Uebel lernt er sogar noch das Tabacksrauchen. Ich erschrack fast, als ich ihn damit zum erstenmal sah. — »Er konnte nicht mehr so frisch und lebhaft denken, wie er sich noch immer dazu getrieben fühlte. Sein äußeres Leben war Mühseligkeit geworden. So zog er sich mehr und mehr in sich selbst zurück, wo er einer stillen, unzerstörbaren Ruhe theilhaftig wurde. Nach Außen hatte sein Wesen nicht selten eine erhöhte, wenn auch nicht mehr beredte Freund-

lichkeit angenommen, — die oft anzusehen war, wie der Segen des alten Mannes zum Abschiede für diese Welt.«

Diesen Abschied nahm er, wie hoch im Alter, und wie sehr nach seinem heißesten Wunsche, — doch zu unsrer aller Schmerz im Spätsommer 1833.

»Die Seinigen bemerkten im Frühjahr, besonders im Sommer eine oft wunderbare Rüstigkeit und Lebendigkeit des Geistes, ja auch größere Kräftigkeit des Körpers. Fast schien seiner Umgebung die Furcht eines allzunahen Aufbruchs wieder schwinden zu müssen. Aber es ergab sich, daß ihn der Greis eigentlich nur eifriger betrieb. Es war im August, als er von seinen lieben Lenglern, wo er einige Wochen geweilt, in die Stadt zurückkehrte. Er fühlte sich rüstig genug, an einem kleinen Familienfeste im Hause seines Sohnes am 21. August Theil zu nehmen. Aber denselben Nachmittag, ehe er in die Gesellschaft fuhr, sah man ihn mit fast ängstlicher Hast noch einige Besuche bey Collegen betreiben. Besonders wünschte er noch dem Dr. Gieseler, dem er sich als Prodecan durch Hülfe und Stellvertretung in mehreren Decanatsgeschäften sehr verpflichtet fühlte, selbst seine Bitte vorzutragen, er möge aus seiner Bibliothek ein kirchenhistorisches Werk, die Unschuldigen Nachrichten, — zum Andenken annehmen. Wie er ihn nicht trifft, eilt er mit gleicher Hast zu seinem älteren Freunde, Abt Pott, und trägt ihm auf, ja darauf zu halten, daß nach seinem Tode das bestimmte Geschenk an den Mann komme. Nun erst geht er ruhig zu dem Familienfeste, ist hier heiter und gesellig, und man hofft auf sein Verweilen bis zum Abend. Aber noch ehe der Abend kommt, befällt ihn eine Unpäßlichkeit, die anfangs unbedeutend, ihn doch am Ende nöthigt, nach Hause zu fahren. Hier ist er stillfreundlich, klagt zwar noch, wünscht aber Ruhe und Alleinseyn. Am andern Morgen nimmt der Arzt, Hofrath Conradi, mit gewohnter Sorglichkeit alles wahr; Arzneyen werden verordnet und gern genommen. Aber die Nacht brachte keinen erquickenden Schlaf und der folgende Tag kein Zeichen von Erstärkung, im Gegentheil nahm die Mattigkeit zu. An die Stelle der Ungeduld, die ihm eigen war, wenn er sich in seiner Thä-

tigkeit gehemmt sah, war ein sanftes freundliches Dulden getreten, aber eben dieß machte den Arzt und die Angehörigen sorglicher und bedenklicher. Der Leidende klagte nicht, stand noch auf, weilte im Kreise der Töchter und Enkel, bald lesend, bald jenen ein freundliches Wort zuwendend, bald einen von diesen heranrufend und liebkosend. So gingen die Tage ohne merkliche Entscheidung hin bis zum 29. August, wo ein längeres Aufbleiben nicht mehr möglich war. Der Schlaf wurde immer schwerer und starrender. Gegen Morgen tritt ein milderer Zustand ein; heiter erwachend blickt er die harrenden Töchter freundlich an, redet einige Worte, scheint aber wieder schlummern zu wollen, und man gebietet dem jüngsten Enkel, der über den Anschein der Besserung froh ins Nebenzimmer eilt, Ruhe und Stille. Da erhebt sich der Kranke, winkt, den Knaben hereinzulassen, und reicht ihm freundlich die Hand entgegen mit den Liebesworten: Kommst du mein Jungelchen? Das war der letzte Liebesblick und der letzte freundliche Laut, den die Seinigen in dem jüngsten Enkel empfingen. Der erstarrende Schlaf trat wieder ein und wich nicht wieder so weit, daß eine wirkliche Mittheilung möglich war. Das sorgfältigste Bemühen des Arztes und die zärtlichste Pflege der Seinigen ist vergebens. So wie gegen die Nacht der Odem schwerer geht und der Tod näher tritt, durchtobt Stadt und Umgegend ein furchtbarer Sturm. « Unter diesem Toben der Elemente löst in der Nacht vom 30. auf den 31. August — der edle Geist allmählich seine irdischen Bande, in stiller Kammer, im Schooße und Schutz der pflegenden Liebe, — und so scheidet er ruhig und in sich versunken von den Seinigen und der ganzen irdischen Gemeinde, zu deren tragendsten und schmückendsten Säulen er so lange gehört hatte.

Lang gefürchtet, verbreitete doch am Morgen die Nachricht seines Todes allgemeines Schrecken. Es ist ein großes Ding um die irdische Gegenwart, und bey ausgezeichneten und guten Männern ist's immer, auch wenn ihre Sonne nach dem längsten Lauf zur gesetzlichen Stunde sich neigt, ein schneidender Schmerz, wenn es heißt: »Er ist nicht mehr! «

Am dritten September in der Frühstunde wurde seine ir-

diſche Hülle feyerlich zur Erde beſtattet, in einem langen Gefolge von Studierenden, beſonders Theologen, den Collegen und andern Männern der Stadt. Am Grabe ſprach Herr Dr. Ruperti in einem großen Kreiſe einfache, herzliche Worte, und hielt ihm Sonntags darauf in der Kirche die ehrende Gedächtnißpredigt [1]).

Auch unter den hervorragenden Menſchen herrſcht das göttliche Geſetz der Verſchiedenheit. Gerade je ausgezeichneter ſie ſind, deſto eigenthümlicher, deſto verſchiedener. Aber Claſſen, Ordnungen giebt es überall, ſelbſt unter den Sternen am Himmel, und die ausgezeichneten Menſchen ſind der Sternenhimmel in der Geſchichte.

Es giebt Männer, nach denen man ganze Zeitalter und Gemeinſchaften nennt. Das ſind jene ſonnenartigen, mächtiggebietenden und fortreißenden, Prometheiſchen Geiſter. Sie haben das Feuer, welches zugleich zerſtört und ſchafft; ſie üben die Macht, welche zugleich anzieht und abſtößt, trennt und bindet; ſie bringen das Schwert, und ſchwingen jenen Speer, der das Geſchlecht der Menſchen zugleich verwundet und heilt. Unter dieſen bewunderungswürdigen iſt Planck nicht. Aber es giebt eine andere Ordnung ausgezeichneter Männer, die nicht weniger Säulen des göttlichen Hauſes ſind, jene milden, rein liebenswürdigen, deren Macht und Originalität das Ebenmaaß iſt, das ſanfte, ſtille, beſcheidene Wirken und Anſichziehen, das beſonnene, ſinnige Zuſammenhalten und Fortbilden. Jene, wie dieſe hat Gott gewollt und geordnet, und man ſoll ihm danken für jede Art guter und großer Menſchen. Wird man an jenen vorzugsweiſe den Kampf, die oft ſchmerzhaften Wendepuncte des göttlichen Reiches gewahr, ſo geben uns dieſe, wie ein heiterer, milder Sonnentag, das Gefühl des Friedens, der ruhigen Entwicklung. Unter dieſen finde ich unſern Planck, den Ehrwürdigen und Liebenswürdigen.

---

[1]) Siehe beyde im Anhange II.

Anhang I.

Auszug aus dem Tagebuche des Pfarrers von S.

Zweyte Abtheilung.

1. Kap.

Der Pfarrer wird veranlaßt mit einem entschiedenen aber wahrheitsuchenden Ungläubigen über die Gründe zu streiten, auf denen der Glaube an die Göttlichkeit des Christenthums beruht, insbesondere über die Lehre von der Versöhnung durch Christum, auf Veranlassung einer Bußtagspredigt über 2. Kor. 5, 21., worin der Pfarrer zu zeigen gesucht hatte, wie sich der Mensch, mit dem sich Gott durch Christum versöhnt habe, auch wieder seiner Seits sich mit Gott versöhnen müsse. Selbst in dieser etwas paradoxen Milderung giebt die Lehre von der Versöhnung Anlaß zum Streit, der aber, weil der Standpunct des Gegners zu different ist und bleibt, zu keinem Ziele führt.

2. Kap.

Der Separatist und seine Tochter Clara. Jener voll Haß gegen die Herrnhutische Gemeinde, von der er sich nach längerem Leben in ihr auf immer losgesagt, will sterbend der Tochter, die fortwährend eine Freundin derselben geblieben ist, das Versprechen abnöthigen, nach seinem Tode in dieselbe nicht zurückzutreten. Der Pfarrer als Vermittler zwischen beyden. Die Tochter giebt das Versprechen.

3. Kap.

Clara, die edle fromme Schwärmerin. Der Pfarrer versteht unter der Schwärmerey das Uebergewicht der Phantasie über den Verstand und vergleicht auch die edlen Schwärmer mit den Nachtwandlern, die man vorsichtig behandeln müsse.

4. Kap.

Gelungener Verſuch, eine Induſtrieſchule im Dorfe zu errichten. Schwierigkeiten, die dabey umgangen und beſeitigt werden. Der böſe Geiſt des Dorfes darf nicht ahnden, daß etwas Gutes geſtiftet werden ſoll.

5. Kap.

Die Heyrath.

Clara, die fromme Herrnhuterin, wird die Gattin des Pfarrers. Entwicklung ſeiner Wahlbeſtimmung. Herrnhutiſch religiöſe Bedenklichkeiten von ihrer Seite; Art und Weiſe, wie ſie ihren Entſchluß durch ein Zeichen des Himmels beſtätigt finden will.

6. Kap.

Die Synode.

Der Pfarrer wohnt zum erſten Mal der Inſpectionsſynode bey, die alle zwey Jahr gehalten wird, indem ſich ſämmtliche Prediger der Inſpection bey dem Superintendenten verſammeln zu einer collegialiſchen Unterhaltung, zu welcher die gelehrte Theologie und insbeſondere Paſtoraltheologie den Stoff liefern ſoll. Jeder der Prediger hat zwey Fragen auszuzeichnen, eine wiſſenſchaftliche und eine practiſche, dieſe werden vertheilt und jeder Prediger hat die Beantwortung in einer beſondern Abhandlung zu übernehmen, welche vor Ablauf des Jahres dem Superintendenten zugeſchickt werden muß. Dieſer läßt ſie im folgenden Jahre, wo kein Convent ſtattfindet, bey allen Predigern cirkuliren, damit jeder ſeine Bemerkungen darüber zum Beſten geben könne. Hieraus wird nun auf dem nächſten Convent von dem Superintendenten referirt. Erwähnung einer der gegenwärtigen Abhandlungen über die Frage: Ob es beſſere Einrichtung ſey, wenn die Aemter des Predigers und Schullehrers vereinigt würden, oder wenn ſie, wie bisher, getrennt blieben? Die Frage wird dahin entſchieden, daß im Allgemeinen das letztere vorzuziehen ſey, daß es aber Verhältniſſe gebe, wo das andere natürlich und

noth ſey. Nähere Bekanntſchaft des Pfarrers mit ſeinen Amtsbrüdern.

7. Kap.

Die Hausrechnung.

Beſuch der freundlichen Nachbaren aus M. Die einfache Mittagsmahlzeit. Wendung eines ſcherzhaften Geſprächs zu der Frage über den Unterſchied zwiſchen Luxus und dem Wohlgefallen am Reinlichen und Zierlichen im täglichen Leben. Man geht tiefer in das Geſpräch ein und erörtert das mehr oder weniger Bedenkliche der Eindrücke des ſinnlich Schönen und des Wohlgefallens daran, für welches der Pfarrer ſeine Frau zu gewinnen ſucht. Die Freudigkeit und Zuverſicht des Erſteren beym Abſchluß der Jahresrechnung, welche ergiebt, daß das Wunderſtück gelungen iſt, mit der Einnahme von 200 Rthl. auszureichen. Die kältere aber ruhige Faſſung, mit welcher Clara ſich enthalten zu müſſen glaubt, in ſeine Freudigkeit einzuſtimmen. Wie ſie überhaupt glaubt, ſich nur über eine Gattung des Guten freuen zu dürfen, freylich die edelſte und höchſte, begründet in dem Bewußtſeyn der Verbindung mit Gott, mit dem Heilande und der Geiſterwelt. Dieſe Freude glaubt ſie ſich zu verkümmern durch das Wohlgefallen an etwas, das nur in Beziehung auf das irdiſche Leben ein Gut iſt.

8. Kap.

Der neue Schreiber.

In der Ankunft deſſelben glaubt der Pfarrer eine Ausſicht auf Hülfe für ſein armes Dorf zu erkennen, indem er den jungen Mann fähig und bereitwillig zu finden glaubt, die Betrügereyen der Unterbeamten ans Licht zu ziehen, durch welche hauptſächlich der äußere Wohlſtand des Dorfes zu Grunde gerichtet worden iſt.

9. Kap.

Täuſchungen.

Unangenehme Entdeckung, daß aus dem bey Errichtung der

Arbeitsſchule beabſichtigten Guten ein Unheil entſtanden iſt, indem nämlich die Weiber des Dorfs das verdiente Geld ihrer Kinder zum Lotterieeinſatz verwenden. Auch hat es den Anſchein, daß die gehoffte wohlthätige Einwirkung des neuen Schreibers verloren gehen wird.

10. Kap.

Beſchreibung eines ungewöhnlichen Gemüthszuſtandes geiſtiger Abſpannung und Trockenheit, verbunden mit einer betrübenden Kälte des Gefühls. Zugleich Unzufriedenheit mit dem Ganzen der Stellung und des Wirkungskreiſes als Dorfprediger. Sorgfältige Beobachtung und Prüfung dieſer Erſcheinungen. Das Reſultat davon iſt zuletzt die Geneigtheit, die ganze Seelenſtimmung aus der Pſychologie des Apoſtels Paulus zu erklären, nach welcher mit einer fleiſchlichen Geſinnung immer auch eine offene oder verdeckte feindſchaftliche Geſinnung gegen Gott verbunden iſt. Gewinn aus dieſem Zuſtande für die künftige Anwendung.

11. Kap.

Mißlungener Verſuch des Pfarrers und ſeiner Frau, eine in den Zuſtand der tiefſten Verſunkenheit gerathene Frau vor ihrem Tode noch für religiöſe Vorſtellungen empfänglich zu machen. In wiefern der Prediger ſich weder durch ſolchen Grad der Verſtocktheit, noch durch das Mißlingen ſeiner Verſuche berechtigt halten darf, ſeine Bemühungen aufzugeben. Geſpräch des Pfarrers mit ſeiner Frau über das Gebet. Der Pfarrer hält das Gebet mehr für einen Zuſtand, als für eine Handlung, für den Zuſtand der Erhebung des Gemüthes zu Gott, worin gar keine beſondere Bitte vorzukommen brauche. Das wahre Chriſtliche Gebet ſey immer voll Vertrauen und Reſignation gegen den heiligen und weiſen Willen Gottes. Der Chriſt ſcheue ſich nicht, Gott auch Wünſche, die ſich auf äußere Dinge beziehen, offen vorzulegen, aber immer mit der Bitte, ſie ihm zu verzeihen, wenn irgend etwas Unlauteres dabey ſeyn ſollte.

12. Kap.

Die französische Revolution nähert sich dem Dorfe. Das Consistorium will von großen Gährungen im Zustande der Religion, wie auch von Ausbreitung gefährlicher Meinungen und Schwärmereyen in den obern Gegenden des Landes benachrichtigt seyn. Aufforderung an alle Prediger zu verdoppelter Aufmerksamkeit. Der Pfarrer benachrichtigt den Präsidenten von dem zu erwartenden nahen Einfall französischer Streifzüge, indem er über die Stimmung des Volkes und was von demselben zu erwarten sey, einige Winke giebt. Ruhige Fassung, mit welcher der Pfarrer und seine Frau dem Sturme entgegen sehen. Ein französisches Streifcorps erscheint und verkündigt dem Volke die Vereinigung der Gränzorte mit ihrer Republik. Zunächst ist es jedoch auf Wegführung der Heerden abgesehen, wobey es zu einem blutigen Auftritte kommt. Der Pfarrer wird darauf vor eine von seiner Regierung angeordnete Commission citirt, um über das Vorgefallene zu berichten. Er äußert sich dabey in der Art, daß die bevollmächtigte Commission sich befugt glaubt, ihn seines Dienstes zu entlassen, in sofern bey seinen früher bekannten Verbesserungs- und Neuerungsideen seine Wirksamkeit in gegenwärtiger bedenklicher Zeit nachtheilig werden könne an einem Orte, der durch die unruhige Nachbarschaft zunächst der Gefahr ausgesetzt sey. Mit schonenden und erleichternden Bedingungen verlangt man von ihm das Versprechen, die Gegend bald möglichst zu verlassen, wozu er sich unweigerlich verbindet. Er setzt schon den folgenden Tag zur Auswanderung mit seiner Familie fest. Freudige Stimmung beym Rückblick auf seine nun geschlossene Laufbahn in S. . . .

Anhang II.

Dr. Rupertis Rede
am Grabe
Gottlieb Jacob Plancks
(am 3. Sept. 1833.)

Hochverehrte Anwesende!

Der Ernst einer heiligen Stunde führt uns an diesem Morgen zwischen Leichensteinen und Gräbern zusammen. Vereinigt stehen wir in stummer Trauer am Sarge eines großen theueren Vollendeten, eines der ehrwürdigsten, die in unseren Kreisen erschienen sind, und eines der preiswürdigsten, die unsere Kirche und unsre Hochschule verherrlicht haben. Wird es mir vergönnt seyn, daß ich dies feyerliche Schweigen einige Augenblicke unterbreche, — nicht um meiner persönlichen und besondern Gefühle zu gedenken (wie dürfte ich das?), sondern — um im Namen Aller ein Wort der Anerkennung und der Liebe, des Schmerzes und der Sehnsucht zu reden?

Mit Recht jedoch erwarten Sie, daß dies Wort ein kurzes und einfaches seyn werde. Es muß kurz seyn, weil sich kein anderes für diese Stätte und Stunde zu eignen scheint, und es muß einfach seyn, weil unser Planck selbst, so wie alle höheren Menschen, höchst einfach gewesen sind.

Nicht also des Verklärten Leben werde ich erzählen, und noch weniger des Verewigten Tugenden und Verdienst beschreiben. Des Einen wie des Andern bescheide ich mich.

Daß Planck, dessen Heimgang wir beweinen, auf dem weiten Gebiete der heiligen Wissenschaften an Geist sowohl als an

Gelehrſamkeit einer der größten geweſen iſt, deſſen Name allenthalben, wo gebildete chriſtliche Nationen wohnen, mit Ehrfurcht genannt wird; daß an Umfang des Wiſſens und an Schärfe des Forſchens, ſo wie an Klarheit und Ordnung der Darſtellung und an Eigenthümlichkeit und Anmuth der Rede ſich nur Wenige ihm haben zur Seite ſtellen dürfen; daß er als der Geſchichtſchreiber und Sprecher ſeiner Kirche, belehrend und berathend, nicht ſelten mit warnendem und manchmal mit prophetiſchem Ernſte, unter ſeinen Zeitgenoſſen vielleicht am höchſten, und mit ſeinem milden und verſöhnenden Worte auch bey den fremden Kirchen hochgefeyert und geachtet geſtanden hat; und daß der ſchriftlichen Denkmäler von ihm für die Mitwelt und Nachwelt nicht allein viele vorhanden ſind, ſondern auch unter den vielen kein einziges iſt, was nicht den Stempel der Gediegenheit und Reife und der Sinnigkeit und Unbefangenheit trägt; — von dem Allen will ich nichts erzählen und nichts erörtern. Das mögen beredtere Zungen ausſprechen und berufenere Richter würdigen und preiſen.

Selbſt was für Göttingen und deſſen Hochſchule unſer Planck durch Lehre und durch Beyſpiel geweſen iſt, das kann und darf ich hier nur flüchtig berühren. Seit ſeinem 33ſten Jahre bis zu ſeinem 82ſten hat er dieſer Univerſität angehört; und in ſeinen zahlreich beſuchten Hörſälen ſind viele tauſend Schüler, zum Theil jetzt ſehr berühmte, durch das Geiſtvolle und Gediegene ſeiner meiſterhaften Vorleſungen gebildet worden. In einem Zeitalter, in welchem die Unklarheit und Parteywuth und Frömmeley vielfältig für Tiefe und Religionseifer und Frömmigkeit gilt, hat er nicht abgelaſſen, Deutlichkeit und Beſtimmtheit im Denken, Freiheit und Gründlichkeit im Unterſuchen und Billigkeit und Duldſamkeit und Liebe im Urtheile durch Wort und That zu befördern. Die gelehrten Tagblätter der hieſigen Academie der Wiſſenſchaften hat er mit einer Fülle geiſtreicher und gelehrter Beyträge bereichert; und in der wiſſenſchaftlichen Theologie iſt nur eine Diſciplin, in welcher er nie unterrichtet hat; das iſt die chriſtliche Sittenlehre. Die hat er bloß im Herzen getragen und hat ſie bloß ausgeübt.

Hier aber iſt es denn, wo das Höchſte von ihm nicht unerwähnt bleiben darf. Dieſer große Mann iſt im wahrſten Sinne ein tugendhafter und frommer Mann, und faſt möchte man ſagen, ein heiliger geweſen (das eben machte ihn erſt groß). Ohne mit der Religion zu prunken, wußte er ſie nicht bloß, ſondern bewahrte ſie in der Tiefe ſeines Gemüths, und bewies ſie in ſeinem ganzen Verhalten. Er bewies ſie durch ſeine ungeheuchelte Achtung für das Evangelium und deſſen öffentliche Anſtalten und Andachten; durch ſein ehrliches und thätiges Wohlwollen gegen die Menſchen, unter denen er nie einen Feind hatte; durch eine faſt übertriebene Freigebigkeit gegen Tauſende von Zuhörern; durch den Adel ſeiner Grundſätze und die Zartheit ſeines Wandels und ſeiner Sitten; durch ſeine unbeſchreibliche Anſpruchloſigkeit mitten unter den Auszeichnungen, womit ihn das Inland und Ausland, ohne daß nur eine einzige von ihm geſucht worden iſt, ehrte, und durch die treuherzige und ungekünſtelte Art und Einfalt ſeines Umgangs; weshalb er ſich denn auch, außer ſeinem Arbeitszimmer und Hörſale und dem ſeltenen Zuſammentreffen mit einzelnen Freunden, nirgends glücklicher als auf dem Lande und unter ſeinen Waiſenkindern, und vor Allem in ſeinem häuslichen Kreiſe, der ein Kreis der Liebe war, fühlte.

Hätte man nicht erwarten ſollen, daß ein ſolches Leben, eher, als jedes andre, ein ungetrübtes geweſen ſeyn müßte? Allein manche herbe Schickſale hat auch unſer fromme Planck auf ſeinem Wege erfahren. Er erfuhr ſie nicht bloß durch den Leichtſinn der Menſchen, die ſeine Gutthätigkeit und Argloſigkeit mißbrauchten; ſondern auch durch peinliche Unglücksfälle und Verluſte in ſeiner ehrwürdigen Familie. Wer erinnert ſich nicht beſonders, daß von ſeinen zwei gelehrten und verdienſtvollen Söhnen der berühmte Forſcher des neuteſtamentlichen Sprach-Idioms bereits zwey Jahre früher, als Er, von dieſer Erde geſchieden iſt? Jedoch Niemand trug, bey ſeinem ſtillen, inneren Frieden, die Laſten und Leiden des Lebens ſtandhafter, als Er. Er meinte, wie Paulus, daß der fromme Menſch »ohne Trübſale nicht in das Reich Gottes käme.« Das härteſte Geſchick war für ihn in der letzten Zeit aufbehalten. Es war der Verluſt ſeiner edlen

und mehr als vortrefflichen Gattinn, die 50 Jahre lang seine treue Gefährtinn gewesen war, und ihn vor kaum drey Vierteljahren, da ihn selbst schon die Schwäche des Alters beugte, verließ. Von nun an lebte er fast nur in seinem Innern. Still in sich verschloß er seinen Schmerz; und mit einem wunderbaren Gleichmuth sah er, ohne sich darüber zu äußern, in der letzten Woche seinem Tode entgegen. Und so kamen am letzten Sonnabend die Engel, und trugen ihn in das bessere Land, nach welchem er sich sehnte, hinüber.

Mann Gottes! Du gehörtest schon längst einer höhern Ordnung der Dinge an. Du hast ausgekämpft, und nun ist Dir wohl. Wenn die Todten selig sind, die in dem Herrn sterben, so bist Du überschwänglich selig. Wenn die, so viel gearbeitet und geliebt haben, im Frieden ruhn, so ruhst Du im Frieden; und wenn den Gerechten ihre Werke nachfolgen, so folgen Dir die Deinigen nach.

Uns nun, und vor Allen die, welche Dir am nächsten gestanden haben, hast Du zurückgelassen in der Ferne und in der Trauer, und darum blicken wir Dir wehmüthig und sehnsüchtig nach, und fühlen die Eitelkeit der Welt und der irdischen Dinge. — Allein ganz kannst und sollst Du nicht von uns geschieden seyn. Dein Andenken bleibt uns; Dein Geist wandelt zugleich mit Deinen Werken unter uns; und Dein begeisterndes Vorbild ruft uns zur Nachfolge auf. Dein Segen aber wird auf Deinen Geliebten, auf Deinen Kindern und Enkeln ruhn.

Und so treten wir — trauernd, aber nicht trostlos — von Deiner Grabstätte zurück. Sey sie für uns eine Stätte himmlischer Verheißungen und Hoffnungen. So wie die ersten Christen zu den Gräbern der Zeugen der Wahrheit, so wollen wir, wenigstens im Herzen, zu dem Deinigen, zu unsrer Erhebung und Befestigung, in manchem frommen Augenblick wallfahrten; und von Dir soll das nachfolgende Geschlecht denken und forschen, beten und arbeiten, über sich selbst herrschen und lieben lernen.

Allmächtiger und unendlicher Gott, in dessen Hand unsre Zeit und unsre Kraft steht, bewahre Du selbst das Bild dieses

Vollendeten in uns. Mache Du ſelbſt ſein Gedächtniß in uns bleibend und wirkſam. Und indem Du die Thränen von den Augen der Seinigen abwäſcheſt, ſo höre nicht auf, zugleich über ſie und zugleich über unſer Vaterland und unſre Hochſchule zu wachen und zu walten. Und dieſen ihren untergegangenen Stern — laß ihn in Männern und Jünglingen, in Lehrern und Hörern vielfach und herrlich wiederum aufgehen!

Und ſo ſegne uns, Herr, und behüte uns;
Erleuchte uns durch Dein Antlitz und ſey uns gnädig;
Erhebe Dein Angeſicht zu uns, und gieb uns Deinen Frieden!
Amen.

Dr. Rupertis Gedächtniß-Predigt

am 14. Sonntage nach Trinitatis, 8. Sept. 1833

bey

Gottl. Jac. Plancks Todtenfeyer

in der Univerſitäts-Kirche zu Göttingen gehalten.

Der Du die Auferſtehung und das Leben biſt, laß Dir, o Herr, die Rede unſrer Lippen und das Geſpräch unſrer Herzen gefallen. Verſammlet vor Dir ſtehn wir in frommer Wehmuth und Sehnſucht. Wir haben unſren Freund verloren. Wir wiſſen es wohl, geſtorben iſt er nicht; ſein Leib ſchläft nur. Aber verwaiſt und verlaſſen ſehen wir ihm nach. Wir ſehen gen Himmel. O ſtärke uns, daß wir würdig werden, ihn wiederzufinden, damit auch wir einſt ſeyn mögen, wo Er iſt. Amen.

Wer, meine Brüder, an einem Morgen, wie an dem heutigen, in dieſem academiſchen Bethauſe und vor dieſer trauernden Verſammlung auftritt, der kann nicht anders, als mit der feierlichſten Stimmung und mit dem wehmüthigſten Ernſte das Wort nehmen. Er iſt gedrungen, an das zu denken, was Alle

bewegt. Er iſt berufen, das auszuſprechen, was Alle erſchüttert; Und wenn auch ſeine Worte nur ſchwach ſind, oder nur ein Nachhall deſſen ſeyn ſollten, was bereits zu einer andern Zeit, und an einem anderen Orte, und in einer geräuſchvolleren Umgebung von ihm geredet iſt; ſo kann und darf er dennoch in ſeinem Vortrage das nicht zurückweiſen, was der allgemeine Wille von ihm begehrt und wozu ihn an ſich ſchon ſein eigenes Herz drängt.

Lieben Brüder, Ihr wißt insgeſammt, was ich meine.

Verkündigt iſt Euch längſt durch das Geſpräch unſrer ganzen Stadt und die allgemeinſte und innigſte Theilnahme aller Alter und Stände, durch die Leichenfeyer des letzten Dienſtags und ſelbſt durch die Trauerklänge der heutigen Andacht, daß ein ſeltener Geiſt von uns geſchieden iſt, und daß der Tod eines Gerechten von uns geehrt wird. Das Andenken unſres Plancks iſt es, welches wir ehren. Laut und lebendig ſoll es dieſe unſre Zuſammenkunft bezeugen, wie theuer uns der Beſitz dieſes Verklärten geweſen iſt, und wie heilig in der Zukunft ſein Name uns bleiben ſoll. Vereinigt wollen wir den Gott loben, von welchem Er ſeine hohen Naturgaben, ſeinen hellen Verſtand und ſein warmes Herz, ſeinen wunderbaren Scharfſinn und ſeine regſame Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne empfangen hatte. Vereinigt wollen wir den Gott preiſen, von dem Er durch den Reichthum ſeiner Erkenntniſſe und die Feinheit ſeines Urtheils, durch die Unbefangenheit ſeiner Forſchungen und die Klarheit und Kunſt ſeiner Rede zum Dolmetſcher des proteſtantiſchen Glaubens und zum Herolde der evangeliſchen Kirche erkohren war. Und mitten in unſrer Wehmuth wollen wir dem Gott danken, unter deſſen Obhut Er bis in ſein 82ſtes Jahr, ein halbes Jahrhundert lang in Göttingen, unermeßlichen Segen geſtiftet, und durch Wort und durch Schrift unzählige Gottesgelehrte und Religionslehrer, in unſrem deutſchen Vaterlande und weit über deſſen Grenzen hinaus, in das Reich des Lichts und der Wahrheit geführt hat.

Indem wir aber für das Alles Gott unſer Lob bringen und unſren Dank opfern; ſo ſoll und darf inſonderheit das nicht ver-

gessen werden, was unsren Planck am ehrwürdigsten und liebenswürdigsten und größten gemacht hat. Das hat ihn groß gemacht, daß Er, als ein ächter Weiser, in stetem Einverständnisse mit sich selbst blieb, und auf seinem stillen und graden Wege immer handelte, wie er redete, und immer selbst, was er von Andern forderte, zuerst und zehnfach zu leisten pflegte. Das hat ihn liebenswürdig gemacht, daß Er auf der Höhe, auf der er unter seinen Mitbürgern und in der Welt stand, in einer eitlen und aufgeschraubten Zeit, nie seine Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit, seine Häuslichkeit und himmlische Güte, seine Treuherzigkeit und Einfalt verlor. Und das hat ihn ehrwürdig gemacht, daß Er voll ächter und lebendiger Frömmigkeit wahrhaft in Gott und in Christo lebte, ohne sein Frommseyn zur Schau zu tragen, und für seine religiösen Meinungen zu zürnen, und für seinen Lehrbegriff sich ungebärdig zu stellen. Wo es dagegen am friedlichsten war, und wo sich am friedlichsten wirken ließ, bey seinen einsamen Arbeiten und unter seinen wißbegierigen Zuhörern, im Kreise seiner frommen Familie und seit 42 Jahren in der hiesigen Waisen-Anstalt, da war und wirkte er am häufigsten und liebsten. Und sehr oft, ja öfter, als die Meisten, hat Er, so lange es nur die Schwachheit seines Körpers irgend gestatten wollte, obgleich er seinerseits der kirchlichen Erweckung und Erbauung am ersten hätte entbehren mögen, dennoch, zum hohen Muster für Andere, unsren öffentlichen Gottesverehrungen beigewohnt. Schwerlich werden darum auch die Prediger unsrer Universitätskirche diese Kanzel künftig betreten können, ohne einen wehmüthigen Blick auf die Stätte zu werfen, die sie nun auf immer von ihm verlassen sehen.

Lieben Brüder! Ich setze zu diesem Allen über den Geschiedenen nichts weiter hinzu. Nur einige Aussprüche der Schrift laßt mich hinzusetzen. Erinnern will ich mich mit Euch an die Worte Davids bey Jonathans Tode: »Es ist mir gar leid um Dich. Ich habe große Freude und Wonne an Dir gehabt, und sonderlich ist mir Deine Liebe gewesen.« Erinnern will ich Euch an die Worte des Evangelisten bey dem Leichenzuge von Nain: »Und es begab sich, als der Herr nahe an das Stadtthor kam,

trug man einen Todten heraus; und viel Volks ging mit ihm.« Erinnern will ich Euch an die Worte des Paulus in seiner letzten Zusammenkunft mit den Gemeineältesten zu Milet: »Ich habe Euch nichts verhalten, das ich Euch nicht verkündigt hätte, öffentlich und sonderlich. Aber nun weiß ich, daß ihr mein Angesicht nicht weiter sehen werdet.« Und fragen endlich will ich mit den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus: »Ist auch nur Einer unter uns, welcher nicht wisse von dem, der ein Prophet war, mächtig in Thaten und Worten vor Gott und dem Volk? Es sind viele miteinander an seinem Grabe gewesen; und über das Alles ist nun schon mehr als der dritte Tag.« Während wir aber diese Bibelsprüche in Gedanken auf die Todtenfeyer unsres Planck übertragen, laßt uns zugleich andächtig auf den blicken, dem allein die Ehre gebührt, und uns zu unseren heutigen Betrachtungen mit den Anfangsworten unsres 1149sten Gesangs sammlen:

O Gott mein irdisch Leben,
Das Du mir selbst gegeben,
Welch unschätzbares Gut!

Ausgewählter Text:

1 Kön. 2, 1—4.

»Als nun die Zeit herbeykam, daß David sterben sollte; gebot er seinem Sohne Salomo und sprach: Ich gehe hin den Weg aller Welt; so sey nun getrost und sey ein Mann. Und warte auf die Hut des Herrn Deines Gottes, daß Du wandelst auf seinen Wegen und halteſt seine Sitten, Gebote und Rechte und Zeugnisse, wie geschrieben stehet im Gesetz Mose, auf daß Du klug seyest in Allem, das Du thust, und wo Du Dich hinwendest; auf daß der Herr sein Wort erwecke, das er über mich geredet hat und gesagt: Werden Deine Kinder ihre Wege behüten, daß sie vor mir treulich und von ganzem Herzen und von ganzer Seele wandeln; so soll von Dir nimmer gebrechen ein Mann auf dem Stuhl Israels.«

Die vorgeleſene Schriftſtelle, m. Br., mag vielleicht in unſern Kirchen eine ſelten benutzte ſeyn. Aber für unſre heutige Zuſammenkunft ſcheint ſie ſich vorzugsweiſe zu eignen.

Was ſie in ſich enthält, beſteht in einem kurzen und einfachen Berichte. Sie ſtellt uns an das Sterbebett eines berühmten Fürſten der Vorzeit, des größten, der über das Volk Iſrael jemals geherrſcht hat. Der Fürſt iſt David. Dieſer ſieht die Stunde ſeines Todes herannahen, und glaubt ſie noch zu etwas ſehr Ernſtem benutzen zu müſſen. Zwar ſeine eigne Rechnung hat er abgeſchloſſen. Für ſich erwartet er in dieſer Welt Nichts mehr. Aber den, welchen er zu ſeinem Nachfolger erwählt hatte, ſeinen Lieblings-Sohn Salomo entbietet er zu ſich, und rafft ſich aus ſeiner Kraftloſigkeit auf, um demſelben manche heilige Ermunterungen noch einmal dringend ans Herz zu legen.

Was vor drey Jahrtauſenden David in ſeiner Sterbeſtunde geſagt hat, das wird ſich heute in mancher Hinſicht auch auf uns anwenden laſſen. Es wird unſre Andacht unterſtützen und unſer Nachdenken leiten können.

Wozu (fragen wir) fordert uns der Tod eines großen und geliebten Vollendeten auf?

Wir fragen unſern Text; und der Text antwortet uns:

Erſtlich: zu einem tiefen Ernſt;
Halte Dir die Vergänglichkeit alles Irdiſchen vor.

Zweytens: zu einer frommen Trauer;
Fühle deinen Verluſt, aber trage ihn chriſtlich.

Drittens: zu einem dankbaren Andenken;
Ehre den Heimgegangenen fortwährend durch dein ganzes Verhalten.

Viertens: zu einer gläubigen Hoffnung;
Glaube feſt, daß ſein Segen nicht ausbleibe, und daß das Band mit ihm noch nicht zerriſſen ſey.

I.

»Als die Zeit herbeikam, — ſo beginnt unſer Text, — daß David ſterben ſollte, gebot er ſeinem Sohne Salomo und ſprach: Ich gehe hin den Weg aller Welt.« Das Wort war ein ſehr

ernſtes. Der Weg aller Welt iſt augenſcheinlich kein anderer, als der der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge.

Daß von Allem, was der Sinnenwelt angehört, und erſchiene es noch ſo unſchätzbar, Nichts von Dauer ſeyn kann; — man ſollte allerdings meinen, das wiſſe ein Jeder. Jedem ruft es ſeine eigene Geſchichte und die Geſchichte der ihn umgebenden Natur zu. Wohin er ſein Auge nur richtet, da ſieht er, was vorhanden iſt, verwittern und verwelken, altern und abſterben. Wendet er ſich nun nach der Vergangenheit, ſo nimmt er die Allgewalt der Zeit wahr, die auf ihrem Strome, was ſie ergreifen konnte, mit ſich fortgeführt hat. Und betrachtet er ſich ſelbſt, ſo kann er weder ſeine Jugend noch ſeine Schönheit, weder ſeine Kraft noch ſein Glück zum Stillſtehen bringen. Die Jahre eilen an ihm vorüber, gleich als flögen ſie davon.

Allein wie offenbar dies auch iſt; ſo giebt es doch der Menſchen nicht allzuviele, die es mit Ernſt überlegen. Sie beachten die Anläſſe nicht, die ihr Nachdenken darauf hinlenken, und ihre Beſonnenheit dabey feſthalten ſollten. — Nur ein Anlaß läßt ſich auch von dem Leichtſinnigſten kaum überſehen. Das iſt der Tod eines großen und geliebten Vollendeten. Aus mehr als einem Grunde erhält durch ihn die Mahnung an die Vergänglichkeit des Irdiſchen eine eigenthümliche Bedeutung.

Erſtlich: Der Heimgegangene iſt ein Vollendeter. Das ſind nicht Alle, die die Erde verlaſſen. »Geſtorben ſeyn« und »vollendet ſeyn« iſt nicht einerley. Jenes gilt von einem Jeden, der aus dem gegenwärtigen Leben in ein anderes verſetzt wird. Dieſes gilt nur von dem, der tugendhaft gelebt hat und gottesfürchtig geſchieden iſt, ſo daß man nicht zweifeln darf, daß er nun im Gebiete der Seligen wandle. Hat denn aber ſelbſt einen Solchen weder ſeine Güte noch ſeine Größe gegen das gemeinſchaftliche Loos alles Sichtbaren und Sinnlichen zu ſchützen vermocht; ſind ſelbſt dieſe Augen, die ſo wohlwollend leuchteten, erloſchen, dieſe Lippen, die ſo verſtändig redeten, verſtummt, dieſe Hände, die ſich ſo thätig und gutthätig regten, erkaltet; was auf der Erde iſt dann blei-

bend und fest? Ach! die Welt vergeht und ihre Lust vergeht mit ihr.

Zweytens: Der Heimgegangene hat in unsrer Nähe gelebt. Wäre er uns fremd gewesen, und hätte er uns ferne gestanden; so möchte die Achtung gegen seine Vollkommenheit und Verdienste uns bey seinem Abschiede wohl eine Weile wehmüthig machen; aber die allgemeine Vergänglichkeit würde uns weniger fühlbar werden. Desto mehr wird sie es dagegen bey dem, den wir oft zu sehn, von dem wir häufig zu hören, mit dem wir täglich zu verkehren gewohnt waren. Täglich vielleicht hatte er vor uns gestanden. Nun steht er nicht wieder vor uns. Täglich vielleicht hatten wir die Rede seines Mundes vernommen. Nun vernehmen wir sie nicht mehr. Täglich vielleicht waren wir die Zeugen seines Schaffens und Ordnens, seines Duldens und Wohlthuns gewesen. Nun sind wir es nicht länger. Was bringt sich uns hier unwiderstehlicher, als die Unzuverlässigkeit alles Irdischen auf? »Das Fleisch ist wie das Gras, und seine Herrlichkeit, wie die Blume des Feldes.«

Drittens: Der Heimgegangene hat uns lieb gehabt, und wir haben ihn wieder geliebt. Er hat uns lieb gehabt; denn sonst hätte er nicht so theilnehmend auf uns gewirkt, und nicht so rastlos für unsere Wohlfahrt gearbeitet.

Wir haben ihn wieder geliebt; denn das setzt unsere Betrachtung voraus; und wir würden sonst auch unnatürliche Geschöpfe, ohne Sinn für das Wahre und Gute, und ohne Empfänglichkeit für die menschlichsten und zartesten Regungen seyn. Wäre er uns im Gegentheil gleichgültig gewesen; so würde wohl auch sein Tod uns zu keinem besondern Ernste erwecken. Da er uns aber so theuer war; wie muß die Trennung von ihm unser ganzes Wesen erschüttern, und wie alles Irdische uns so eitel und leer, so flüchtig und ungewiß vorkommen! Den Weg aller Welt ist er gegangen. Den werden auch wir gehen; und wer weiß, wie bald?

2.

Ich wende mich zu einer andern Betrachtung, auf die uns

das zweyte Wort unſeres Textes leitet. »Sey getroſt, fuhr David auf ſeinem Sterbebette fort, »ſey getroſt und ſey ein Mann.« — Das hieß nicht, daß dem Sohn bey der Trennung von ſeinem Vater das Herz nicht hätte bluten dürfen. Das mußte es. Aber auch der ſchmerzlichſte Kummer ſollte ſich mit Demuth unter die Hand Gottes und mit Ergebung unter das Gebot der Vernunft beugen.

Dies aber iſt es, was auch uns bey dem Tode großer und geliebter Vollendeter obliegt. »Den Verluſt tief zu empfinden, aber ſtandhaft zu ertragen.« Dazu ſind wir verbunden. Namentlich ſind es diejenigen, deren Verbindung mit dem Vollendeten eine vorzüglich enge und heilige geweſen iſt.

Wohl ſoll ihr Schmerz ein tiefgefühlter ſeyn. Unausſprechlich iſt das, was ſie eingebüßt haben. Eingebüßt haben ſie die Gegenwart deſſen, an welchem bey dem Einen ſeine tägliche Freude, bey dem Andern ſeine Berathung in jeder Unentſchiedenheit und Verlegenheit, bey dem Dritten ſeine Hülfe in Kämpfen und Nöthen, bey dem Vierten ſeine ganze Wohlfahrt und faſt möchte man ſagen, ſeine ganze Perſönlichkeit hing. Eingebüßt haben ſie zugleich die Gelegenheit, dem Geſchiedenen erkenntlich zu ſeyn; von jetzt an können ſie ihm nicht weiter zeigen, wie ihnen das Herz für ihn brennt, und wie ſie ihm ſo gern jeden Wunſch ablauſchen, jede Beſchwerde erleichtern, ihm ſein Alter verſüßen, und ſeine Tage zum Himmel machen möchten. Eingebüßt haben ſie dabey die Möglichkeit, das, was etwa verſäumt iſt, nachzuholen; das, was etwa verfehlt iſt, zu beſſern; das, was etwa an Gefälligkeit und Bequemung, an Aufopferung und Selbſtverläugnung mangelhaft geblieben iſt, zu ergänzen und zu vervollſtändigen. Alles das aber ſind Vorſtellungen, die ſich gerade den edelſten Seelen am erſten und öfterſten aufdringen werden. Und erlöſchen ſollen ſie bey den Nachgebliebenen niemals.

Allein tragen ſollen dieſe gleichwohl, wie unſer Text fordert, männlich. Sie ſollen »getroſt ſeyn.« Es iſt Gottes Arm, ſollen ſie denken. Gottes Rath hat es gefügt; und der mag zwar wunderbar ſcheinen, aber er iſt immer der weiſeſte

und führt es herrlich hinaus. Oder verſtehen etwa wir Kurzſichtigen ſeinen Sinn? Können wir vollſtändig, was in ſeinem Buche ſteht, leſen! Und mögen wir uns erdreiſten, ihm ſeine Wege vorzeichnen zu wollen? Anſtatt zu murren, ſollen die Zurückgebliebenen mit frommer Unterwürfigkeit dulden, und den Dank für das Gute nicht vergeſſen, welches ihnen von einer höheren Hand ſo manches Jahr in dem Verklärten verliehen war. Und wie? Iſt es denn, daß wir über den Geſchiedenen ſelbſt trauern? Nicht über ihn — wir trauern über uns. Ihm iſt wohl. Er hat nach einer ſtürmiſchen Fahrt einen Hafen, und nach einer mühſamen Reiſe eine Herberge, und gegen alle Sorgen und Plagen und Bekümmerniſſe eine Schutzwehr und eine Zuflucht gefunden. Und die ſoll ihm keiner mißgönnen. Ach! für Manchen mag ſogar dieſe Trennung noch in einem beſondern Sinne heilſam ſeyn, heilſam für den Jüngern und Schwächern, den Unthätigeren und Ungeübteren, der nun erſt allein ſtehen und ſelbſtſtändig werden und mit eigener Ueberlegung wollen und handeln lernt.

In jedem Falle liegt für einem Jeden in dem Tode eines großen und geliebten Vollendeten ein mächtiger Antrieb und Aufruf zur Furcht Gottes und zur Erfüllung der Pflicht. Ihr ſeht, wir ſtehn hier bereits bey unſerer dritten Betrachtung.

3.

»Warte, — ſo ſprach David zum Salomo weiter, — »warte auf die Hut d. i. auf den Ruf des Herrn Deines Got»tes, daß Du wandelſt in ſeinen Wegen, und halteſt ſeine Sit»ten und Zeugniſſe und Gebote und Rechte, wie geſchrieben ſteht »im Geſetz Moſes, auf daß Du klug werdeſt in Allem, was »Du thuſt und wo Du Dich hinwendeſt.« Dieſe Worte auf uns, im Zuſammenhange mit der heutigen Feyer, angewandt, was heißen ſie Anders, oder was fordern ſie Geringeres von uns, als »daß wir durch unſer ganzes künftiges Verhalten der Vollendeten Andenken ehren ſollen.«

Leider hat es in der Welt nur allzuviele Angehörige und Freunde, Hausgenoſſen und Berufsgenoſſen, Jünger und Schü-

ler, Pfleglinge und Zöglinge, Mitbürger und Mitchriſten gegeben, die den Tod hochverdienter Vollendeter zwar, als dieſe von ihnen gingen, mit unſäglichen Thränen beweint haben, ſo daß man hätte glauben ſollen, keiner fühle einen wahrern und unvertilgbarern Kummer, als ſie. Allein, nachdem die erſten Wochen und Monate vorüber waren, dachten ſie an die Verſtorbenen, an ihre Tugenden und Wohlthaten, an ihre Weiſungen und Warnungen nicht weiter. Keine ihrer alten Unarten iſt von ihnen abgelegt, keine ihrer zweydeutigen Neigungen von ihnen bezwungen, keine ihrer Verpflichtungen und Zuſagen gegen den Vollendeten von ihnen erfüllt worden. Iſt denn alſo ihre Verehrung gegen ſie mehr als ein Spielwerk, ihre Liebe für ſie mehr, als höchſtens ein Selbſtbetrug, ihre Trauer um ſie mehr, als ein bloßes Gepränge geweſen.

Unſer Andenken, wenn von uns ein geliebter Vollendeter geſchieden iſt, ſoll ein würdiges ſeyn.

Es ſey zuvörderſt ein Andenken der Achtung. Nie werde von dem Heimgegangenen anders, als mit hoher Ehrfurcht geredet. Wird doch die Größe großer Menſchen gewöhnlich erſt alsdann völlig erkannt, wenn ſie nicht mehr perſönlich unter uns ſind. Nun hört die Tadelſucht auf. Nun läßt ſich der Neid nicht leicht mehr vernehmen. Nun fängt der Unverſtand, oder die Unbeholfenheit an, ſich in das Unbegriffene allmählig zu finden. Und die Aufmerkſamkeit wird nicht weiter auf kleine Schwächen und Unvollkommenheiten abgeleitet. In dieſer ſeiner Verklärung wird des Vollendeten Gedächtniß von einem Jahr in das andere und von einem Geſchlechte zu dem anderen auf die Nachwelt hinübergetragen

Es ſey ferner ein Andenken des Danks.

Was der Vollendete uns geweſen iſt und für uns gethan hat, — ſein Wohlwollen und ſeine Wohlthaten, ſeine Anregungen und ſeine Belehrungen, die Worte ſeiner Weisheit und die Erweiſungen ſeiner Fürſorge, ſollen in unſeren Herzen in der Folge nie untergehen. Ueber nichts ſollen wir lieber ſprechen, als über das, was wir ihm ſchuldig ſind. Wenn die Tadelſucht es nach ſeinem Tode noch wagen ſollte, ſein Verdienſt zu

verkleinern; so sollen wir es, so viel an uns ist, schützen und unangetastet bewahren. Und was wir ihm selbst nicht mehr zu leisten im Stande sind, das sollen wir den Seinigen leisten, und so viel wir irgend können, seine Wünsche zu erfüllen, seine gemeinnützigen Anstalten fortzusetzen, seine menschenfreundlichen Wünsche und Entwürfe zu vollziehen bemüht seyn.

Es sey endlich ein Andenken der Nacheiferung. Des Vollendeten Bild soll ein Vorbild für uns werden. Seine Arbeitsamkeit und Unverdrossenheit, sein Gleichmuth und Edelmuth, seine Anspruchlosigkeit und Wahrhaftigkeit, seine Sittenreinheit und Liebe, sein ächtgläubiger Sinn und sein ächtevangelischer Wandel — alles dies sey unser Erbtheil von ihm. Alles dies wollen wir bey jedem Tagwerk zu unsrem Muster, bey jeder Selbstprüfung zu unsrem Spiegel, und bey jedem Streben und Wirken zu unsrem Ziele erwählen.

Das heißt nach unsrem Texte: »Die Hut unsres Gottes warten.« Das heißt: »in seinen Wegen wandeln und seine Sitten und Gebote und Zeugnisse und Rechte bewahren« und im christlichen Verstande, klug seyn in Allem, was wir thun.

4.

Unser Text hält uns noch eine Betrachtung vor. Es ist unsre letzte. »Der Herr, — sprach David, — wird das Wort »erfüllen, was er gesagt hat: Werden Deine Kinder ihre Wege »behüten, daß sie wandeln vor mir täglich und von ganzer Seele; »so soll von Deinem Geschlechte nimmer gebrechen ein Mann auf »dem Stuhle Israel.«

Wir hören hier am Schlusse ein Wort großer Verheißung und gläubiger Hoffnung. Und mit einem solchen schließen auch wir heute.

Freilich, auf einen Thron Israels dürfen, wenn auch ein noch so großer und geliebter Vollendeter geschieden ist, die Nachbleibenden nicht rechnen. Der ist ihnen von Niemandem zugesagt. Aber statt dessen mögen sie Zweyerley für sich desto gewisser erwarten; das Eine, daß der Segen des Geschiedenen

nicht ausbleiben werde.« Das Andere, daß das Band mit ihm auch durch seinen Tod nicht aufgelöst sey.«

Gesegnet, versichert die Schrift, werde das Haus des Gerechten. Zu den Gerechten gehört aber vor Allen der wahrhaft Vollendete, und zu seinem Hause gehören nicht bloß seine Kinder, sondern wir Alle, die wir an ihm mit Verehrung und Liebe hangen. Oder was dünkt uns? Ist das nicht Segen, »daß der Vollendete uns den Weg gezeigt hat, den wir zu wandeln haben? Er ist vorangezogen. Wir dürfen nur folgen. Ist das nicht Segen, daß er uns Bahn für unser Wirken gemacht hat? Er arbeitete vor. Wir brauchen nur nachzuarbeiten. Er streute den Samen aus, der schon aufgegangen ist. Wir sind in seine Ernte gekommen. Und ist das nicht Segen, daß er noch jetzt, obwohl unsichtbar, durch sein Ansehen, durch seinen Ruf, durch die Begeisterung, welche er einflößt, uns unterstützt? Er erleichtert uns jeden Schritt. Wir dürfen nur Muth fassen. Fast ist es, als ob wir die Worte Jesu ernähmen: Wer mir »glaubt und mir folgt, der wird die Werke auch thun, die ich »thue und noch größer als ich; denn ich gehe zum Vater.

Und noch mehr! Das Band mit dem Vollendeten, wird, wofern wir uns seiner nicht unwerth machen, auch durch den Tod nicht zerrissen. Nicht, daß noch ferner die Gemeinschaft mit ihm eine körperliche oder sinnlich-empfundene bleibt. Allein fortwährend leben wir mit dem Verklärten in demselben Reiche Gottes und Christi. Ohne Unterlaß wirken wir mit ihm zu denselben heiligen Absichten und Zwecken. Nach, wie vor, verknüpft uns mit ihm dasselbe Band wechselseitiger Erinnerung an Pflichttreue und Zärtlichkeit und Liebe. Und wie lange wird es dauern, so stürzt die Wand ein, die uns von dem Vollendeten scheidet: so rücken die Ufer des Stromes, der seit dem Hingange zum Vater uns von ihm getrennt hat, auf ewig zusammen. »Ich will Euch wiedersehen, heißt es dann, und euer Herz soll sich freuen und diese Freude soll Niemand von euch nehmen.«

Mit dieſen Hoffnungen blicken denn auch wir, Du hoher und theurer Vollendeter, Dir ſehnſuchtsvoll nach. Sie ſollen ſich an diejenigen anſchließen, mit denen Du von uns geſchieden biſt. Gehofft haſt Du, daß wir insgeſammt, die wir faſt alle mehr oder minder Deine Schüler ſind, Deine Wege behüten und Deine Rechte und Zeugniſſe halten würden. Gehofft haſt Du, daß in unſrem academiſch-wiſſenſchaftlichen Bau ſich Niemand eindringen ſolle, der nicht der Hut ſeines Gottes und Heilandes wartet und nicht klug und arbeitſam und lauter und fromm ſich in allem erwieſe, und in dem, was der Herr von ihm fordert, nicht getroſt und ein Mann werde. Und gehofft haſt Du endlich, daß es auf den Stühlen, die hier für die Erkenntniß und Gottesfurcht, für die Weisheit und Sittlichkeit und Wahrheit errichtet ſind, nicht an Männern gebrechen werde, die nach Deinem Vorbilde und Deinem heiligen Sinne dieſe Hochſchule verherrlichten. — Dieſe deine Hoffnungen wollen wir, ſo weit unſere Kraft reicht, wahr machen. Das ſoll der Dank ſeyn, den wir Dir aufbewahren, und das Opfer, was wir Dir darbringen, bis daß die Zeit kommt, da der Herr auch uns von hier abruft und ſein Lohn vor ihm hergeht. Der Herr kommt bald. Amen.

Zum Andenken

an

Dr. Heinrich Ludwig Planck,

weil. ordentlichen Professor der Theologie
zu Göttingen.

Eine biographische Mittheilung.

Göttingen im November 1831.

Im September dieſes Jahres ſtarb zu Göttingen Herr Dr. Heinrich Ludwig Planck, ordentlicher Profeſſor der Theologie.

Die gelehrte theologiſche Welt hat ſeit ihrer erſten Bekanntſchaft mit dem ausgezeichneten Manne ſo lebhaften Antheil an ihm genommen, anfangs mit großer Freude und Hoffnung, nachmals, als eine unheilbare Krankheit ihn immer mehr zurücktreten und verſtummen machte, mit herzlichem Nachfragen und Bedauern, daß ſie nähere Nachrichten über ihn und ein öffentliches Wort der Dankbarkeit und Verehrung aus dem engeren Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft mit Recht erwarten kann.

Der Verfaſſer, früher Plancks Zuhörer im J. 1812, nachher, ſeit 1827 ſein Amtsgenoß, hat ihm wenigſtens ſo nahe geſtanden, daß er, unterſtützt durch bereitwillige Mittheilungen der Familie und des nächſten Freundes des Verewigten, des Herrn Profeſſor Diſſen, im Stande iſt, auch den Fernſtehenden ein deutliches Bild des trefflichen Mannes, freylich nur in wenigen Umriſſen, zu geben. Indem er dieß verſucht, erfüllt er zugleich die angenehme Pflicht der perſönlichen Dankbarkeit gegen einen geliebten Lehrer.

Heinrich Ludwig Planck war der älteſte Sohn des Herrn Abt Planck, des ehrwürdigen Seniors und Jubilarius unſrer theologiſchen Facultät. Er wurde zu Göttingen geboren den 19. Juli 1785. Bis zu ſeiner Confirmation im J. 1801 wurde er im elterlichen Hauſe von Privatlehrern unterrichtet. Von da an beſuchte er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, bis Oſtern 1803, wo er die hieſige Univerſität bezog, um ſich dem Studium der

Theologie zu widmen. Außer ſeinem Vater waren in der Theologie Stäudlin und Ammon, ſo wie Eichhorn ſeine Lehrer; in der Philologie und Geſchichte vornehmlich Heyne und Heeren, in der Philoſophie Bouterweck und Herbart. Innere Luſt und Freude an der Wiſſenſchaft, und des Vaters ruhmvolles Vorbild ſpornten den lebhaften jungen Mann zu außerordentlichen Anſtrengungen. Ausgezeichnete Gaben erleichterten und belohnten den unermüdlichen Fleiß. Schon 1804, im zweyten Jahre ſeines akademiſchen Studiums, machte er ſich an die Bearbeitung der theologiſchen Preisfrage [1]). Das erſte Mal freylich mißlang die Arbeit. Aber die Aufgabe wurde von Neuem geſtellt, und der unbekannte Verfaſſer, deſſen Fähigkeit man auch aus dem mißlungenen Verſuche erkannte, aufgefordert, ſich noch einmal daran zu verſuchen. Die Aufforderung war nicht vergebens. Die nächſte Preisvertheilung (1805) krönte den eifrig Ringenden als Sieger. Damit nicht zufrieden, erwarb er ſich im nächſten Jahre (1806) auch bey der philoſophiſchen Facultät den Preis durch ſeine Schrift: de principiis et causis interpretationis Philonianae allegoricae, welche unter dieſem Titel Goett. 1806. 4. erſchien. Die theologiſche Preisſchrift iſt zufällig nicht gedruckt. Aber zweierlei iſt in beiden unverkennbar, das Streben des Verfaſſers nach umfaſſender und gründlicher Gelehrſamkeit, und ſein Talent und ſeine Beſtimmung für die hiſtoriſche Forſchung.

Nach ſolchen Proben war ſein Beruf für die akademiſche Laufbahn entſchieden. Die Gunſt der Verhältniſſe entſprach dem inneren Berufe. Es war zunächſt das Intereſſe an der Wiſſenſchaft, was ihn reizte; die praktiſchen Momente der Theologie lagen ihm anfangs fern. Wir haben nicht gehört, daß er ſich auf der Kanzel anders, als um des Verſuchs willen verſucht hätte. Dem akademiſchen Lehramte dagegen widmete er ſich mit

[1]) Die Aufgabe war: Welchen Werth haben bey den Beweiſen für die Wahrheit der Geſchichte Jeſu und die Echtheit der neuteſtam. Schriften die Zeugniſſe der Gegner des Chriſtenthums u. der kathol. Kirche in den erſten 3 Jahrhunderten?

ganzer Seele. Das Institut der Repetenten auf der hiesigen Universität gab ihm, wie so vielen Andern, die beste Gelegenheit sich zu jenem Amte auch praktisch weiter vorzubereiten. Ostern 1806 wurde er zu einer der erledigten Repetentenstellen examinirt und ernannt. Er bekleidete die Stelle drey Jahre lang mit seinem gleich ausgezeichneten Collegen und Freunde, Herrn Dr. Gesenius in Halle. Bevor er jedoch sein Amt antrat, forderte seine Gesundheit, nach so anhaltender Anstrengung, Erholung und Stärkung. Theils zu diesem Zwecke, theils aber auch, um seinen Blick zu erweitern, und mit auswärtigen Gelehrten persönliche Bekanntschaften anzuknüpfen, unternahm er im Sommer 1806 mit besonderer Erlaubniß der Regierung eine Wanderung durch die norddeutschen Universitäten. Er besuchte Kiel, Greifswalde, Rostock, Wittenberg, Leipzig, Halle, Jena, überall, schon um des väterlichen Namens willen, aber auch, weil er selbst durch Geist, so wie durch die Freundlichkeit und Bescheidenheit seines Wesens anzog, freundlich aufgenommen und ehrenvoll beachtet. Diese Reise, obwohl sie seiner Gesundheit nicht den vollen Nutzen brachte, den man erwartet hatte, gehörte nachmals zu seinen liebsten Erinnerungen. Nach seiner Rückkehr ging er mit neuem Eifer an seine Studien. Michaelis 1806 fing er an zu lesen. Er wählte zuerst die Auslegung des A. T. und den Unterricht in der hebräischen Grammatik, wie sich bald zeigte, mehr zur Vorbereitung auf das, was nachher sein Lieblingsfach wurde und blieb, die Auslegung und Kritik des N. T. Bereits 1807 Ostern fing er den neutestamentl. exegetischen Cursus an, den er in vier halbjährigen Abtheilungen fortwährend bis in die letzten Jahre seines Lebens gehalten hat. Er las mit Beifall, auch neben Eichhorn und Pott. Lebendigkeit, Klarheit und Gründlichkeit verbunden mit theologischem Ernste fesselten die Zuhörer, und er wurde sehr bald einer der beliebtesten theologischen Docenten. Die philologische und historisch-kritische Seite war das Hervorstechende in seiner Exegese. Planvoll in seinem Studium und weitaussehend, widmete er dieser Seite der Theologie zunächst seinen ganzen Fleiß und sein ganzes Talent, nicht, um dabey stehen zu bleiben, sondern um sichere historische

Fundamente für den weiteren Ausbau des gesammten theologischen Wissens zu gewinnen. — Schon im Herbst 1806 war er in der philosophischen Facultät promovirt worden. Um sich als Privatdocent in dieser Facultät zu habilitiren, schrieb er Anf. 1807 seine Dissertation: Ennii Medea commentario perpetuo illustrata cum fragmentis, quae in Hesselii Merulae aliisque editionibus desiderantur. Goett. 1807. 4. Ein Commentar ordnet und erläutert die Fragmente und die Prolegomena enthalten eine Abhandlung: de origine atque indole veteris tragoediae apud Romanos. Die Forschungen über diesen Gegenstand sind seitdem gründlicher und umfassender geworden: aber auch Philologen vom Fach nennen jene Jugendarbeit noch jetzt nützlich und lobenswerth. Indeß nahm Planck mit dieser Schrift gleichsam Abschied von dem strengeren Studium der classischen Philologie. Sein philologisches Interesse wendete sich seitdem ganz dem N. T. zu. Aber die philologische Bildung, die er sich in der Schule von Heyne und in dem anregenden Umgange mit seinem philologischen Freunde Dissen erworben hatte, kam nachmals seinen glücklichen Forschungen über die Geschichte, die Grammatik und Lexikographie des neutestamentl. Sprachidioms sehr zu Statten. — Zuvor aber müssen, auch der chronologischen Ordnung wegen, zwey Schriften erwähnt werden, in denen Planck seine frühe Virtuosität in der historischen Kritik des N. T. beurkundete. Die eine, die bekanntere, bezog sich auf den glänzendsten und kühnsten Versuch der neueren Zeit in der historischen Kritik des N. T., auf Dr. Schleiermachers Sendschreiben an Gaß über den sogenannten ersten Brief des Paulos an den Timotheos. Berl. 1807. Das Resultat der Schleiermacherschen Kritik ist bekannt genug, wenn auch noch von Wenigen angenommen. Wer die Schrift kennt, weiß, wie anziehend und gewinnend, ich möchte sagen, wie verführerisch zu unbedingtem Beyfall sie geschrieben ist. Planck verkannte dieß nicht, aber der kritische Glanz und Blitz blendete ihn nicht; und obwohl er den Geist der freyen Forschung, aus welchem sie hervorgegangen, aufrichtig achtete, ja selbst besaß, so fühlte er sich doch gedrungen, in seinen Bemerkungen über den ersten Paul.

Brief an den Timotheus, Gött. 1808, der so glänzend angegriffenen Echtheit jenes Briefes das Wort zu reden. So wagte er, obgleich erst Anfänger in der Kunst, mit dem geübten Kritiker und Dialectiker einen Gang, den er, selbst nach dem Urtheile des Gegners, ehrenvoll bestanden hat. Freylich entschied bey Vielen schon im Voraus das Gewicht des hergebrachten Besitzes für das Resultat der Planckschen Gegenschrift. Aber Niemand wird verkennen, daß Planck vorzüglich auch durch die Tüchtigkeit seiner Gelehrsamkeit, die Schärfe seiner Argumentationen und die einfache Lebendigkeit seiner Darstellung vorerst den kritischen Proceß im theologischen Publicum gewonnen hat. Die Sache ist noch nicht völlig erledigt, die Wunde des Briefes noch nicht geheilt, allein die tiefere Einsicht in das kritische Problem, der wir uns jetzt erfreuen, verdanken wir dem ausgezeichneten Gegner eben so sehr, als dem berühmten Anfänger des Streites.

Die andere, weniger bekannte Schrift enthält einen Entwurf einer neuen synoptischen Zusammenstellung der drey ersten Evangelien nach Grundsätzen der höheren Kritik, Göttingen 1809. 8. Die Einleitung bezeichnet und rechtfertigt diese Synopsis als eine kritische, welche auf der Hypothese beruht, daß die Verwandschaft der 3 ersten Evv. ihren Grund in dem Gebrauche gemeinschaftlicher Quellen habe. Der Verf. schließt sich darin an Eichhorn an, aber mit selbstständiger Forschung.

Unter diesen schriftstellerischen Arbeiten, die dem Namen des Verfs. auswärts eben so viel Ehre brachten, als den Wirkungskreis seiner Vorlesungen auf der Universität erweiterten, war die Zeit gekommen, wo nach der Ordnung das Benefizium der Repetentenstelle für Planck zu Ende ging. Er trat in die Reihe der Privatdocenten der philosophischen Facultät. Aber nur kurze Zeit blieb er in dieser freyeren Stellung. Da sein Beyfall gesichert schien, und sein bedeutendes Talent auch höheren Ortes volle Anerkennung fand, so wurde er schon im Jahre 1810 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, und auf diese Weise mit der Universität enger verbunden. Er trat sein Amt

an mit der ersten öffentlichen Darlegung seiner historisch-lexikographischen Forschungen. Sein Antrittsprogramm handelt de vera natura atque indole orationis Graecae N. T. Gotting. 1810. 4.[1]). Die Tüchtigkeit, das Epochemachende dieser Schrift ist allgemein anerkannt. Sie bezeichnet den Anfang einer tieferen philologischen Forschung über die Spracheigenthümlichkeit des N. T. unter den Theologen. Und es ist die volle Gerechtigkeit, wenn Dr. Winer von ihm rühmt[2]), »daß er der erste gewesen, der mit Vermeidung wesentlicher Irrthümer der früheren den Character der neutest. Diction klar und vollständig entwickelt habe.« Die Schrift diente zugleich zur Ankündigung eines umfassenderen Werkes über die neutestamentliche Sprache, einer isagoge philologica in Novum Testam., in der Form eines neutestam. Lexikons. Ein solches Werk war bey den immer fühlbarer werdenden Mängeln des Schleusnerschen Lexikons ein wahres Bedürfniß. Wer wäre berufener gewesen, dieß Bedürfniß zu befriedigen? Die mühsame Arbeit rückte aber langsam vorwärts, und so sind ihm Andere zuvorgekommen. Aber daß er Wort zu halten gesonnen war, zeigte er von Zeit zu Zeit in akademischen Festprogrammen durch einzelne Beyträge zur neutestamentlichen Lexikographie. Hierher gehören: 1) Pfingstprogr. von 1818 Fragmenta Lexici in Scriptores N. T. recens adornandi; an einigen Proben wird gezeigt, wie bey jedem neutestamentl. Worte Zeitalter, Bedeutung, Gebrauchsweise, die regelmäßige, wie die irreguläre, zu unterscheiden und zu erörtern seyen. 2) Osterprogr. 1821. Observationes quaedam ad historiam verbi graeci N. T. in Lexico librorum sacrorum adornando haud negligendam; die historische Seite der neutestam. Lexikographie wird darin beyspielsweise erläutert. 3) Articuli nonnulli s. fragmenta Lexici in Sacros scriptores N. T. recens adornandi, drey Program. Ostern 1824. Weih-

[1]) Dieses und einige andere seiner Programme sind wieder abgedruckt in den Commentatt. theoll. edd. Rosenmüller, Fuldner et Maurer. T. I. P. I.

[2]) G. Winers neutestam. Gramm. 3. Aufl. S. 20.

nachten 1825. Oſtern 1827, enthaltend mehrere Artikel aus den Buchſtaben A und B. Man kann nach Anſicht dieſer Programme nur bedauern, daß das Werk nicht zu Stande gekommen; die Lexika von Bretſchneider und Wahl haben es für den Augenblick weniger dringend, aber nicht überflüſſig gemacht, und in Wahrheit iſt die Idee deſſelben noch nicht realiſirt.

Die Exegeſe und Kritik des N. T. gehörte fortwährend zu den Lieblingsſtudien unſeres Planck. Die Früchte ſeiner Forſchungen auf dieſem Gebiete kamen zunächſt ſeinen Vorleſungen zu Gute; Einzelnes erörterte er auch gelegentlich in akademiſchen Programmen, die er nicht ſelten zu gründlichen und beſcheidenen Recenſionen neuer bemerkenswerther Erſcheinungen in ſeinem Fache benutzte [1]). Nach des Vaters Urtheil war die exegetiſche und hiſtoriſche Theologie der wahre Ort für das eigenthümliche Talent des Sohnes. Und wenn dieſe Art der Arbeit weniger Nerven koſtet, ſo wäre zu wünſchen geweſen, daß er ſich derſelben ausſchließlich gewidmet hätte. Allein jeder tüchtige Geiſt dringt am Ende bis zu den letzten Entſcheidungspuncten, und will ſie ſelbſt ſehen. Dieſe aber liegen für die Theologie zum Theil auf dem ſpeculativen Gebiete. Mitten unter den philoſophiſchen Bewegungen und Kämpfen der Zeit konnte ſich ein ſo lebhafter Mann, wie Planck, denſelben nicht entziehen. Beſonders ſeit dem Jahre 1810 trat ſeine philoſophiſche Neigung und das Beſtreben, in der ſyſtematiſchen Theologie, zu deren Bearbeitung und Vortrag

---

[1]) Hierher gehören: Weihnachtsprogr. 1810. Negatur philosophiae Platonicae vestigia exstare in Epistola ad Hebraeos, mit ſiegreicher Kraft gegen Eberhards Geiſt des Urchriſtenthums gerichtet; Oſterprogr. 1819. De recentissima Lucae Evangelii analysi critica, quam Venerabilis Schleiermacher proposuit, worin die Hypotheſe von dem Urevangelium und die hiſtoriſche Wahrheit der erſten Kapp. des Lukas gegen Dr. Schleiermacher vertheidigt werden; Oſterprogr. 1820. De significatu Canonis in Ecclesia antiqua, ejusque serie rectius constituenda, gegen Semlers falſche Anſicht von dem Begriffe des Kanons gerichtet; Oſterprogr. 1823. Quid consensus et differentiae inveniatur apud auctores N. T. in persona Christi τοῦ σωτῆρος adumbranda.

es sich rüstete, einen festen eigenthümlichen Standpunct zu gewinnen, immer entschiedener und dringender hervor. Schon als Student hatte er aus innerem Triebe und Bedürfnisse neben seinen historischen Beschäftigungen das Studium der Philosophie mit Ernst betrieben. Besonders Herbarts anregende Art in seinen Vorlesungen und den damit verbundenen Unterhaltungsstunden hatte sein philosophisches Talent geweckt und gebildet. Die philosophische Forschung würde schon an sich seinen Geist gefesselt haben; aber er erkannte auch bald, daß sie dem Theologen unentbehrlich, und die Theologie ohne sie nur eine halbe ist. Er studirte schon in früheren Jahren die neueren philosophischen Systeme in den Quellen mit großem Eifer. Aber sein kritischer Geist erlaubte nicht, sich einer besonderen Schule ganz hinzugeben; und sein historischer und religiöser Sinn bewahrte ihn vor Richtungen, bey denen es dem Theologen unmöglich wird, das Evangelium in seiner Wahrheit und Lauterkeit zu verstehen und sich dasselbe lebendig anzueignen. Gleichwohl war er in seiner philosophischen Richtung bestimmt und entschieden. Als er in späteren Jahren darauf bedacht war, sein philosophisches Denken mit seinem religiösen, seinem theologischen Wissen und Gewissen in Uebereinstimmung zu bringen, wies er bestimmt alle diejenigen philosophischen Denkweisen von sich ab, welche ihm den historischen und kritischen Grund der Theologie zu verdunkeln oder aufzuheben schienen. Zum Theil wenigstens erklärt sich daraus seine Kritik des Daubschen theologischen Systems in den beyden Programmen: de fundamento theologiae recentioris, ejusque cum doctrina N. T. consensu P. 1. 1812. P. 2. 1814. Aber eben diese Programme zeigen, daß sich Planck bereits damals in Hinsicht der philosophischen Methode vorzugsweise an Fries angeschlossen hatte, in einer andern Art, als de Wette. Er ist dieser Richtung treu geblieben bis zuletzt, aber mit der Selbstständigkeit und Besonnenheit, die seinem Geiste eigen war, und dem theologischen Standpuncte, den er festhielt, geziemte.

Es war zunächst die Dogmatik, der er die Früchte seines philosophischen Studiums zuwendete; er las darüber seit 1817 zu verschiedenen Malen. Er arbeitete daran mit gleich wachsendem

religiösen, wie wissenschaftlichen Interesse. Seinen Standpunct und seine Richtung erkennt man theils aus seinem Programme de duplici religionis expositione necessaria priore ac posteriore in theologia systematica accuratius distinguenda, Ostern 1816, worin er, um den Verwirrungen in der Bestimmung des Begriffs der Religion zu begegnen, die nothwendige Unterscheidung zwischen Grund, Entwickelung und Vollendung der Idee der Religion, zwischen passiver und activer Religion geltend macht; theils aus seiner kleinen Schrift: Ueber Offenbarung und Inspiration mit Beziehung auf Dr. Schleiermachers neue Ansichten über Inspiration (in der Vorrede zur Schrift über das Evangelium des Lukas) Götting. 1817, worin er vermittelnd eine höhere Einheit der Gegensätze des Rationalismus und Supranaturalismus anstrebt; theils endlich und am meisten aus seinem kurzen Abrisse der philosophischen Religionslehre, Gött. 1821. Diese Schrift, eine Art von philosophischer, theilweise apologetischer Einleitung in die Dogmatik vom Standpuncte der kritischen Philosophie, stellt den vollen Zusammenhang seiner philosophisch-theologischen Denkweise dar, so weit sich dieselbe bis dahin entwickelt hatte. Abgeschlossen und fertig war dieselbe gewiß nicht. Ein so regsamer Geist konnte, wenn er an den großen Bewegungen der Zeit fortwährend lebendigen Antheil hätte nehmen können, dabey nicht stehen bleiben, und würde zuletzt die Elemente der theologischen Ueberzeugung und Wissenschaft in einer höheren Einheit begriffen haben. Aber gerade diese Bemerkung erinnert uns wehmüthig daran, nicht nur, daß jene Schrift die letzte ist unter den größeren Arbeiten des sel. Planck, sondern auch, daß dem edlen Manne nicht vergönnt war, das zu leisten und zu vollenden, wozu er von Natur und durch seine Tugend bestimmt war. Als er jenes Werk schrieb, war leider die ursprüngliche Kraft seines Geistes bereits gebrochen; und unverkennbar ist darin der Kampf seiner edlen Natur gegen ein herbes Schicksal, dem er nach jahrelangem Leiden endlich erlag. Wir haben absichtlich davon geschwiegen, um ungestört zunächst ein heiteres Bild von dem zu gewinnen, was der Abgeschiedene

urſprünglich war und was er hätte ſeyn können, wenn ihm verſtattet geweſen wäre, den vollen Anſpruch an das Leben geltend zu machen, den ihm die Natur urſprünglich gegeben hatte. — Aber die Wege des Herrn, der mit heiliger Liebe und Macht giebt und nimmt, ſind unerforſchlich! — Schon bald nach ſeiner Rückkehr von der Reiſe 1806 fing Plancks Geſundheit an zu wanken; es entwickelte ſich, — wahrſcheinlich in Folge früherer allzugroßer Anſtrengung des Kopfes, — anfangs in geringen Anzeichen, bald aber mit ungehemmter Macht, die fürchterliche Krankheit der Epilepſie. Aller Aufwand, alle Pflege der Liebe, alle Anſtrengung der ärztlichen Kunſt waren vergebens. Nur einzelne Unterbrechungen und ſcheinbare Hoffnungen gewährten die verſchiedenen Verſuche der Heilung. In den erſten Jahren war das Leiden erträglich, und die Hemmungen und Störungen kurz und mehr äußerlich. Ein glückliches Familienleben in ſeinem eigenen und im väterlichen Hauſe, der treue Fleiß und die Anhänglichkeit ſeiner Zuhörer, die er außer den Vorleſungen auch durch eine theologiſche Societät fortzubilden ſuchte, die Achtung und Ehre, die er in und außer dem Vaterlande genoß, (ein Ruf nach Greifswalde wurde von ihm abgelehnt, die theologiſche Facultät gab ihm 1815 das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie und die Regierung ernannte ihn 1823 zum ordentlichen Profeſſor der Theologie), — das alles erheiterte den von Natur heiteren und ſanften Mann in den Stunden, Tagen und Wochen, wo er von ſeinem Leiden frey war, und ſtärkte ihn zur Geduld für die Zeit der Plage. Je mehr aber ſein Uebel ſich verſchlimmerte, und am Ende anfing, ſeine Wirkſamkeit zu ſtören, die Freyheit ſeines Geiſtes zu hemmen, den Kreis ſeines Umganges zu beſchränken, deſto anſtrengender und ſchmerzhafter wurde der Kampf ſeines inneren Lebens. Er konnte, er wollte ſo viel! Zu wirken, ſo lange es Tag ſey, war ſeine Luſt. Aber die zerſtörende Gewalt ſeiner Krankheit blieb ſein unbeſiegbarer Feind. So viel aufgeben müſſen, iſt ſchwer und hart! Aber mit chriſtlicher Geduld und Ergebung trug er die Bürde bis zum letzten Augenblicke. »Es muß gut ſeyn, weil Gott es ſo fügt«, hörte man ihn oft ſprechen mit voller Ueber-

zeugung. Und es ist mir unvergeßlich, mit welcher Klarheit und Kindlichkeit des Christlichen Sinnes er, als ich ihn im J. 1819 auf einer Durchreise durch Göttingen besuchte, mir die Frucht jener Leiden in der Läuterung des inneren Lebens und in der immer reicheren Erfahrung von der Wahrheit des Evangeliums pries. So ersetzte ihm die Theologie der Erfahrung, was er am gelehrten Studium einbüßen mußte. In dieser Christlichen Reinheit und Tapferkeit erwartete der edle Dulder in den letzten Jahren, wo auch seine äußere Wirksamkeit allmählich ganz aufhörte, je länger je mehr von der Welt abgewendet und auf sein Inneres fund das Leben in Gott zurückgezogen, — ruhig und gefaßt die Stunde der Erlösung von so schweren Leiden. »Er starb am 23. Sept. 1831 Morgens 6 Uhr nach einer leichten Unpäßlichkeit, wie sie oft in weit höherem Grade seinen Krämpfen folgte. Wahrscheinlich war ein Schlagfluß hinzugekommen; denn er blieb im ruhigen Schlaf und hörte nur auf zu athmen. So sanft, wie sein Gemüth unter allen Prüfungen des Lebens blieb, war auch sein Tod. Das fühlten die Seinigen so tröstend durch allen Schmerz hindurch, und können Gott nicht genug dafür danken.« —

Also ist er von uns geschieden, und in seine Ruhe eingegangen mit dem unvergänglichen Andenken und Segen eines von Natur reich begabten, mit Frömmigkeit und Tugend geschmückten, auch in Leiden und Tod getrosten und tröstenden — wahrhaft Christlichen Lebens.

Wohl gilt auch ihm: Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben!

Zur näheren Charakteristik des Verklärten diene, was mir mein verehrter Freund, Herr Prof. Dissen, gleichsam als eine doppelte Gabe der Freundschaft, über ihn mitgetheilt hat. Es ist der einfache Kranz treuer und liebevoller Erinnerungen aus der Hand des Jugendfreundes!

»Am liebſten denke ich mir unſern Planck in der Zeit ſeines früheren Lebens. — Mit einem tiefen Geiſte, einer ungemeinen Beſonnenheit verband er gleichwohl eine ächt jugendliche Fröhlichkeit in geſelliger Unterhaltung. Fußparthien auf das Land zu Verwandten oder Freunden mit ſeinen Schweſtern und Bekannten, machte er ſehr gern und war dann ganz im Leben, ſcherzte und lachte munter, wie einer, ohne jedoch je die natürliche edle Haltung zu verlieren, die ſeinem Geiſte inwohnte. Große Geſellſchaften, Bälle, Thees, Gaſtgebote vieler Menſchen hat er aber nie geliebt, und iſt vielleicht nie dabey geweſen; die Geſelligkeit in kleineren Kreiſen, die Zerſtreuung mit Freunden und Bekannten, wo man ſich natürlich bewegt, das war es, was er entſchieden liebte, und ſchwerlich hat er einmal gefehlt in den geſelligen Zirkeln ſeines väterlichen Hauſes. In den übrigen Stunden des Tages und der Woche hielt er ſich aber mit der größten Liebe an ſeine Arbeiten, ſtudirte früh und ſpät und legte es auf etwas Ausgezeichnetes an. Denn er hatte einen edlen Ehrgeiz und liebte rechtmäßig erlangten Ruhm, wie andere heitere Güter des Lebens. Das raſtloſe Streben, etwas Tüchtiges aus ſich zu bilden, hat ſicher früh auf ſeine Nerven gewirkt. — Aber bey allen Hoffnungen, zu denen er berechtigt ſchien, war er doch ohne allen Stolz; er ſprach ſeine Meinung ſtets ſcharf und diſtinct aus, aber ohne anmaßende Uebethebung. Eben ſo fremd war ihm alle perſönliche Aufregung gegen Gelehrte; ich habe nie eine Spur von literariſcher Feindſchaft bey ihm geſehen. Er war durchaus edel, brav, frey von untergeordneten Rückſichten. Daher war er auch ein äußerſt treuer Freund. Er war ſtets und immer derſelbe in ſeiner Geſinnung und ſeinem Betragen gegen Freunde; Launen, momentane Verſtimmungen in der Freundſchaft habe ich nie an ihm bemerkt. Er war gar nicht in jedem Augenblicke bereit, ſein tiefſtes Innere zu zeigen, aber auch keinesweges verſchloſſen, und öfters war er ſehr offen gegen mich, über ſeine Pläne und Beſtrebungen, ſeine Hoffnungen und Leiden. — Er lehrte mit ungemeiner Freudigkeit, der Eifer der Studenten konnte ihn ſehr glücklich machen; mit der innigſten Freude konnte er davon ſprechen, daß dieſer und jener

wachse in der Erkenntniß und nach seinem Sinne werde. Er mochte nicht leben ohne zu nützen. Er bereitete sich immer gewissenhaft vor, und hatte, glaube ich, sehr ausgearbeitete Hefte. In seinen früheren Jahren hatte er Kirchengeschichte und Herausgabe der Patres sehr im Auge; und er sagte mir einst, daß Heyne ihn zur Bearbeitung der Kirchenväter aufgemuntert habe. Er hatte als Student die Philologie nicht vernachlässigt, hörte fleißig bey Heyne, war auch im Seminar. — Das philologische Interesse trug er hernach auf die Exegese über; die Kirchenhistorie aber hatte er zwar noch als Privatdocent im Auge, und Anfangs als Professor, wie ich mich bestimmt erinnere; verließ aber dann diesen Gedanken immer mehr und wandte sich zum Speculativen der Theologie hinüber. Zur Philosophie hatte er offenbar viel Hang und studirte die Philosophie schon als Student. Bey Herbart hat er mit mir die Ethik gehört, oder, wie Herbart sagt, die praktische Philosophie, und dieß Collegium interessirte ihn lebhaft; in den Unterhaltungsstunden am Ende der Woche, die Herbart über sein Collegium hielt, führte er fast immer das Wort mit, was nur wenige wagten und vermochten. Große Leichtigkeit, fremde Ansichten aufzufassen, besaß er nicht; aber wo er Geistreiches merkte, ließ er nicht nach, und so war er auch in diesen Stunden eifrig her über das Verstehen. Er hatte nemlich schon früh Lust, sich einmal mit der Ethik zu beschäftigen, und in späteren Jahren erzählte er mir einmal, daß er mit Interesse Herbarts Ethik durchgehe, indem er eine Christliche Ethik in der Folge ausarbeiten wolle. Für die Ideenlehre in der Ethik und das Aufstellen reiner Musterblicke und Formen war er sehr empfänglich und lobte das an Herbart als vortrefflich, meinte aber, daß er als Theolog einen religiösen Standpunct nehmen müsse. Ethik und Religion waren ihm eng verbunden; er dachte daher mehreres anders zu behandeln, würde aber auch gewisse Haupttugenden als ideale Musterformen aufgestellt haben, wie ich glaube; mit dem Speziellen war er nämlich noch nicht im Reinen. Das Ideale hatte überhaupt für ihn viel Reiz und er liebte deßhalb Schiller besonders, weil er das Ideale so lebendig und direct überall ausspreche. — Die Metaphysik von Her-

bart hat er nicht mehr gehört; denn er kam zu Herbart erst am Ende seiner akademischen Laufbahn, und ging schon, nachdem er die Ethik gehört hatte, ab. — Hierauf war er mit seinen Vorlesungen beschäftigt und mit seiner Schrift gegen Schleiermacher u. s. w., und nahm die Philosophie erst wieder auf, als er in Heidelberg (1813) Fries kennen lernte. Von Fichte hat er mir nie gesprochen und in späteren Jahren hat er sicher ihn nicht eingesehen, doch glaube ich, daß er als Student für sich darin gelesen hatte: denn es ist sicher, daß er Philosophie fleißig für sich las und sich zum gründlich denkenden Theologen zu bilden strebte. Auch glaube ich, daß damals Philosophie auch unabhängig von der Theologie, als Forschung überhaupt, Interesse für ihn hatte; später aber trieb er sie mehr als Theolog. Denn das Religiöse und Theologische wurde im Fortgange immer mehr der eine und ganze Mittelpunct seines Geistes. — Dieß ungefähr ist es, lieber Freund, was ich Ihnen mittheilen kann über den Hingeschiedenen, der in der letzten Zeit nur ein Schattenbild war von dem früherer Tage; stets wird er mir in treuer Erinnerung bleiben mit seiner edlen Freundesseele, ohne Falsch und Trug, leicht zufrieden, gefällig, immer freundlich und herzlich. Friede sey mit ihm! «

Druck von Friedrich Ernst Huth.

3 2044 029 912 805

3 2044 029 912 805

3 2044 029 912 805